

heimat + mission



FOLSCHEID

4/5 1990

INHALT

- | | |
|----|---|
| 66 | Die Osterzeit |
| 68 | Prof. Mathias Unsen:
Baugeschichte der Pfarrkirche von Folscheid |
| 68 | Verborgene Schönheiten
in der Folscheider Kirche |
| 80 | Folscheider Kostbarkeiten
zusammengetragen von Prof. Norbert Thill |
| 84 | Die Kirche Luxemburgs
in ihrem Werden, Wachsen und Wirken |
| 86 | Religiöse Ausbildung in der Indonesischen
Provinz der Herz-Jesu-Priester |
| 90 | Geschichte der Kongomission
II. Land und Leute |
| 92 | Heimat und Mission Info
Neue Bücher |
| 95 | Der praktische Rat des Hausarztes
Die Schilddrüse und ihre Krankheiten |

64. JAHRGANG – APRIL/MAI 1990

HERAUSGEBER:	Herz-Jesu-Priester
SCHRIFTLÉITUNG:	P. Jean-Jacques Flammang
BILDER:	Prof. Norbert Thill in Zusammenarbeit mit P. Jos. Adam
NACHRICHTENAGENTUREN:	Documentation et Informations Africaines Dehoniana Informationses
LAYOUT:	Lambert Herr
LITHOS:	Repro 55, Trier
DRUCK:	Sankt-Paulus-Druckerei AG, Luxemburg
VERLAG UND REDAKTION:	Heimat und Mission Clairefontaine L-8465 Eischen oder B-6708 Autelbas
VERWALTUNG UND ABONNEMENT:	P. Albert Huberty
ERSCHEINUNGSWEISE:	8mal jährlich und 1 Kalender
JAHRESABONNEMENT:	für Luxemburg und Belgien 350 F für Frankreich 60 FF für Deutschland 25 DM
TELEFONNUMMERN:	22 02 81 oder 22 04 65 Vorwahl: aus Luxemburg 00 32 63 aus Deutschland 00 32 63 aus Belgien 063
ÜBERWEISUNGEN AN:	Heimat und Mission CCP 13759-82 Luxemburg
COPYRIGHT:	HEIMAT UND MISSION
TITELBILD:	Die Kirche von Folscheid
RÜCKSEITE:	Ein besonders prachtvoller Schrank (siehe Seite 82)

Im liturgischen Jahr ist das Osterfest, das den Tod und die Auferstehung Jesu kultisch begeht, der Höhepunkt. Neben dem Sonntag begeht die Urkirche schon sehr früh das alljährliche Osterfest, an dem sie das Paschamysterium ihres Herrn feiert. Sie übernimmt nicht einfach das jüdische Pascha, sondern gibt diesem Fest seine christliche Prägung.

Das christliche Pascha bedeutet soviel wie Vorübergang und Hindurchgang: Wie die Israeliten durch den Vorübergang des Strafengels an ihren Häusern und mit dem Durchzug durch das Schilfmeer (Rote Meer) aus der Knechtschaft Ägyptens errettet und ins Land der Verheißung geführt wurden, so hat Jesus mit seinem Hindurchgang durch das Meer des Leidens und Sterbens das neue Volk Gottes in die Gnadengemeinschaft mit dem Vater geführt.

Mysterium meint in diesem Zusammenhang nicht irgendeine verborgene Sache im Sinn von Geheimnis, sondern diese unauslotbare Heilstat Gottes in Jesus. Das christliche Pascha schenkt den Glaubenden einen neuen Zugang zum Vater, eine neue Existenzweise als Kinder Gottes in der Gemeinschaft des auferstandenen Leibes Christi und damit die Verheißung ewiger Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott (siehe „Das Kirchenjahr mitfeiern“).

Das jüdische Pascha – eigentlich ein Familienfest – erinnert an die Befreiung des Volkes Israel aus dem Sklavenhaus Ägypten. Ursprünglich war dieses Frühlingsfest ein Brauch der Nomaden und Hirten. Beim Einsetzen des Spätregens – Ende Februar, Anfang März – bestellten die Bauern ihre Felder. Die Nomaden, die den Herbst und den Winter auf den Stoppelfeldern verbrachten, müssen jetzt diese verlassen. Da aber die Schafe und Ziegen in dieser Zeit auch ihre Jungen werfen, ist die Wanderung in die Steppe eine Belastung für die Herde. Daher haben die Hirten einen festen Brauch geprägt, indem sie ein Lamm des Vorjahres schlachteten. Sie nahmen das Blut und sprengten es über die Herde. Dieser Gestus sollte Zeichen sein, daß die Gottheit die Herde vor den Strapazen der Wanderung beschützen möge, besonders die Muttertiere und Lämmer. Das Fleisch wurde gebraten

und mit Kräutern gegessen als Stärkung für den Weg. Aber dieses Mahl hatte auch eine religiöse Bedeutung. Durch das Verzehren des Fleisches bekamen die Teilnehmer Gemeinschaft unter sich und auch mit der Gottheit. So gestärkt, konnten sie sich beim ersten Vollmond im Frühling auf den Weg in die Steppe machen, wo sie blieben, bis die Ernte im Spätsommer eingebracht war.

Die Moseschar hat diesen Brauch der Nomaden übernommen und gab ihm eine neue Deutung. Das Blut wird nicht mehr über die Herde gesprengt, sondern an die Türpfosten gestrichen als Zeichen der Zugehörigkeit zum Volk Gottes. Das Verzehren des Fleisches wird zum sichtbaren Zeichen der Befrei-

der nachmittäglichlichen Tauf- und Eucharistiefeier wandelte sich die Trauer in Freude. (siehe „Das Kirchenjahr mitfeiern“, Herder).

Im Laufe der Jahrhunderte entfaltet sich das Osterfest in seinem geschichtlichen Ablauf. Es entstehen die drei österlichen Tage, die Abendmahlsmesse am Gründonnerstag, der Wortgottesdienst und die Kreuzverehrung am Karfreitagnachmittag, die stille Betrachtung der Grabesruhe Jesu am Karsamstag und die Osternachtfeier, die mit der Eucharistie bei aufgehender Sonne am Ostermorgen ihren Höhepunkt findet.

Im Laufe der Zeit wird den drei österlichen Tagen eine Fastenzeit von vierzig

das Geheimnis, daß Jesus zu seinem Vater zurückgekehrt ist, um immer in unserer Mitte zu verweilen, denn seine Verheißung gilt auch für uns, da, wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen (Mt 18,20). Der Sonntag nach Christihimmelfahrt richtet sich schon auf Pfingsten aus, da Jesus uns im Evangelium den Heiligen Geist, den Tröster und Lebensatem Gottes verheißt. Pfingsten ist dann das Geburtsfest der Kirche, wo wir die Geistsendung auf die Apostel feiern. Dieses Fest schließt das Osterfest ab.

Das liturgische Feiern der Osterzeit bringt somit das ganze Paschamysterium Jesu zur Sprache. Diese Feier ist wirklich eine Begegnung mit dem auferstandenen Herrn Jesus Christus, in seinem Wort, der Frohen Botschaft und im Brotbrechen. In diesen beiden Zeichen erkennen wir Christen unseren auferstandenen Herrn.

Woher stammt das deutsche Wort „Ostern“, luxemburgisch „Ouschteren“?

Dieses Wort ist in seinem Ursprung noch umstritten. Die Deutung des Beda Venerabilis (†735), der Name komme von einer englischen Frühlingsgöttin namens Ostara (Eostre), wird von vielen Forschern angezweifelt, weil es höchst fraglich ist, ob eine solche Göttin je verehrt wurde. Andere führen das Wort auf das Mittelhochdeutsche „Urständ“ = Auferstehung zurück oder geben der Ableitung von „Osten“ den Vorzug, eine Erklärung, die sich schon bei Honorius von Autun findet: Wie die Sonne nach ihrem Untergang im Westen im Osten wieder auferstehe, so sei dort auch Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, nach seinem Untergang im Tod wieder auferstanden. Nach neueren Forschungen ist Ostern von der christlichen Bezeichnung „hebdomada in albis“ (= Woche in weißen Kleidern) herzuleiten. Man habe das „in albis“ mißverstanden als Plural von „alba“ = Morgenröte und es mit dem althochdeutschen eostaran übersetzt. Auch bei diesem Erklärungsversuch steht die Vorstellung von Christus als der im Osten aufgehenden Sonne im Hintergrund. (siehe „Das Kirchenjahr mitfeiern“, Herder S. 56).

P. Eddy Ahnen SCJ

Die Osterzeit

ung aus der Sklaverei. Es ist nicht bloß Erinnerung an die Befreiung damals, sondern der Israelit, der das Pascha feiert, ist befreit durch Gott Jahwe aus Ägypten, dem Sklavenhaus.

Jesus nimmt das jüdische Paschamahl zum Anlaß, sich von seinen Freunden zu verabschieden. Während dieses Mahles nimmt er Brot und Wein und deutet diese Zeichen auf sich und seinen Tod am Kreuz. Somit wird für uns Christen Jesus das Osterlamm, das einmal geopfert nicht wieder stirbt, sondern auf ewig lebt als das Lamm, das geschlachtet ist (siehe III. Präfation für die Osterzeit).

Die Christen der ersten Jahrhunderte feierten das Osterfest mit seiner gesamten Sinnfülle in der einen Osternacht. Der Samstag galt als der Tag des Trauerfastens, wodurch die Gedanken der Gläubigen intensiv auf Tod und Grabesruhe Christi ausgerichtet waren. Von Trauer und Fasten war auch der erste Teil der Ostervigilfeier geprägt. Erst in

Tagen vorangesetzt. Da der Sonntag kein Fasttag ist, und um vierzig volle Tage zu erreichen, beginnt man die Fastenzeit am Aschermittwoch. Auch die fünfzigstägige Osterzeit kommt dazu. „Die Zeit der fünfzig Tage vom Sonntag der Auferstehung bis Pfingstsonntag wird als ein einziger Festtag gefeiert, als der große Tag des Herrn“ (Grundordnung des Kirchenjahrs Nr. 22).

Diese fünfzigstägige Osterzeit feiert die einzelnen Geheimnisse, die mit der Auferstehung Jesu verbunden sind. Die drei ersten Sonntage lassen uns in der sonntäglichen Eucharistiefeier dem auferstandenen Herrn begegnen in seinem Wort und im Zeichen des Brotbrechens (siehe Emmauserzählung bei Lukas). Der vierte Ostersonntag zeigt uns Jesus, den Auferstandenen als den Guten Hirten; der fünfte und sechste Ostersonntag sind geprägt vom Hohenpriesterlichen Gebet Jesu beim Abendmahl aus dem Johannesevangelium. Das Fest Christihimmelfahrt vermittelt uns

Baugeschichte der Pfarrkirche von Folscheid

„... dem Heemechtsdurf, deem mir
villes verdanken an deem mir
ëmmer nach schëlleg bleiwen“

(Eugène Frising

in „Chorale Ste Cécile Folschette, 1984, S.127)

In der Zeit vom 10. bis zum 18. August 1822 machte der Gouverneur Jean-Georges Willmar eine Inspektionsreise im Wahldistrikt Diekirch. Über seinen Besuch in Folscheid hält der Bericht, den er den Mitgliedern der Provinzialstände am 7. Juli 1823 vorlegte, folgendes fest:

„A Folscheid, l'église et principalement la tour, endommagées par un incendie, n'ont pas reçu les réparations nécessaires. La tour est encore découverte.“¹

Wie kommt es, daß ein seit September 1820 arg beschädigtes öffentliches Gebäude nicht instand gesetzt wurde? Und weshalb geschieht auch jetzt noch nichts, nachdem der Gemeinderat direkt auf diesen Mißstand angesprochen worden ist? Die Gründe dafür dürften im wesentlichen materieller Art gewesen sein, konnte doch die an erster Stelle geforderte Kirchenfabrik nicht einmal die zehnpromtente Steuer für eine soeben erhaltene Schenkung bezahlen. Schwierig war auch die Lage für die Gemeinde selbst, die, wie der ständige Ausschuß der Provinzialstände am 16. August 1822 an den zuständigen Generaldirektor (Minister) schreibt, „n'a qu'une population de 312 âmes et dont les habitants sont pour la plupart dans une situation voisine de l'indigence.“²

Hemmend wirkten vermutlich außerdem gewisse, unerquickliche Vorkommnisse innerhalb der Gemeindeführung, sowie die Ungewißheit darüber, was die langwierige Umgestaltung der kommunalen Ordnung schließlich bringen würde.³

Endlich, am 4. Juli 1824, kommt der Stein ins Rollen. An jenem Sonntag nämlich faßte unser Kirchenrat folgenden Beschluß:

„Attendu que l'église de ce lieu a considérablement souffert par l'effet de l'incendie éclaté au mois de septembre 1820 et qu'elle n'est plus assez spacieuse pour renfermer tous les paroissiens à raison de l'accroissement considérable de la population, ce qui très souvent met ob-



Norbert Thill

Verborgene Schönheiten

Die einfachen, äußeren Architekturformen der Pfarrkirche lassen wohl kaum etwas von der feierlichen Raumwirkung (1) erahnen, die durch ein bedeutendes Mobiliar mit feinem Schnitzwerk und reichem, skulpturalem Schmuck noch hervorgehoben wird. Wie ein mahrender Zeigefinger erhebt sich der elegante, mit einer Statue bekrönte Hauptaltar (2) im mittleren Apsisbogen.



Oben links: Postkarte aus dem Jahr 1903. Das 1810 erbaute Pfarrhaus (links) und die alte Knabenschule (rechts) versperren die Sicht auf die Kirche. (Die Postkarte stammt aus der Sammlung von Prof. Mathias Unsen.) Heute bringt ein weiträumiger, fein gepflasterter Vorplatz die Schönheit der Kirche voll zur Geltung. (Photo: Prof. Mathias Unsen.)

Die Farbaufnahmen sind von Prof. Norbert Thill; die SW-Aufnahmen nach Diapositiven von Prof. Thill in Zusammenarbeit mit P. Jos. Adam.



2

stacle à ce que l'office divin puisse s'y célébrer avec la majesté due au culte, que si d'un côté on ne peut plus célébrer convenablement l'office divin, d'un autre côté les assistants serrés et entassés les uns sur les autres sont constamment exposés aux gênes et incommodités, qu'en conséquence il a été reconnu d'une nécessité absolue de faire non seulement de grosses réparations à cette église, mais aussi de lui donner un élargissement proportionné à la population, pour la faire tirer de l'état de délabrement où elle se trouve maintenant . . ."⁴

Diese denkwürdige Resolution wird umgehend an den „Prévôt du quartier“ geschickt, „pour lui faire donner les suites dont elle sera trouvée susceptible“.⁴ Damit beginnt die beschwerliche Reise durch die Instanzen. Für die Landgemeinden, damals noch mehr als heute einer strengen Vormundschaft unterworfen, war es nicht immer leicht, die bürokratischen Hürden zu nehmen. Da war es gut, einen Adolphe de Feller als Kommissar zu haben, der mit Umsicht und Wohlwollen die Interessen der Menschen seines Verwaltungsressorts bei der Oberbehörde zu vertreten wußte!

Wie ihr Einnehmer, Bernard Bourg aus Escheid, nachweisen konnte, war die Kirchenfabrik von Folscheid außerstande, die veranschlagten Kosten – etwa 1600 Gulden – zu tragen. Die würden notgedrungen zu Lasten der drei interessierten Sektionen Folscheid, Hostert und Escheid gehen. Es war demnach an der Gemeinde⁵, in die Bresche zu springen. Sie tat es mit unbekümmertem Elan: „la commune“, so heißt es in der Beratung vom 23. Oktober 1824, „pourra faire face à cette dépense sans s'en apercevoir et sans aggraver les charges des habitants“.⁶

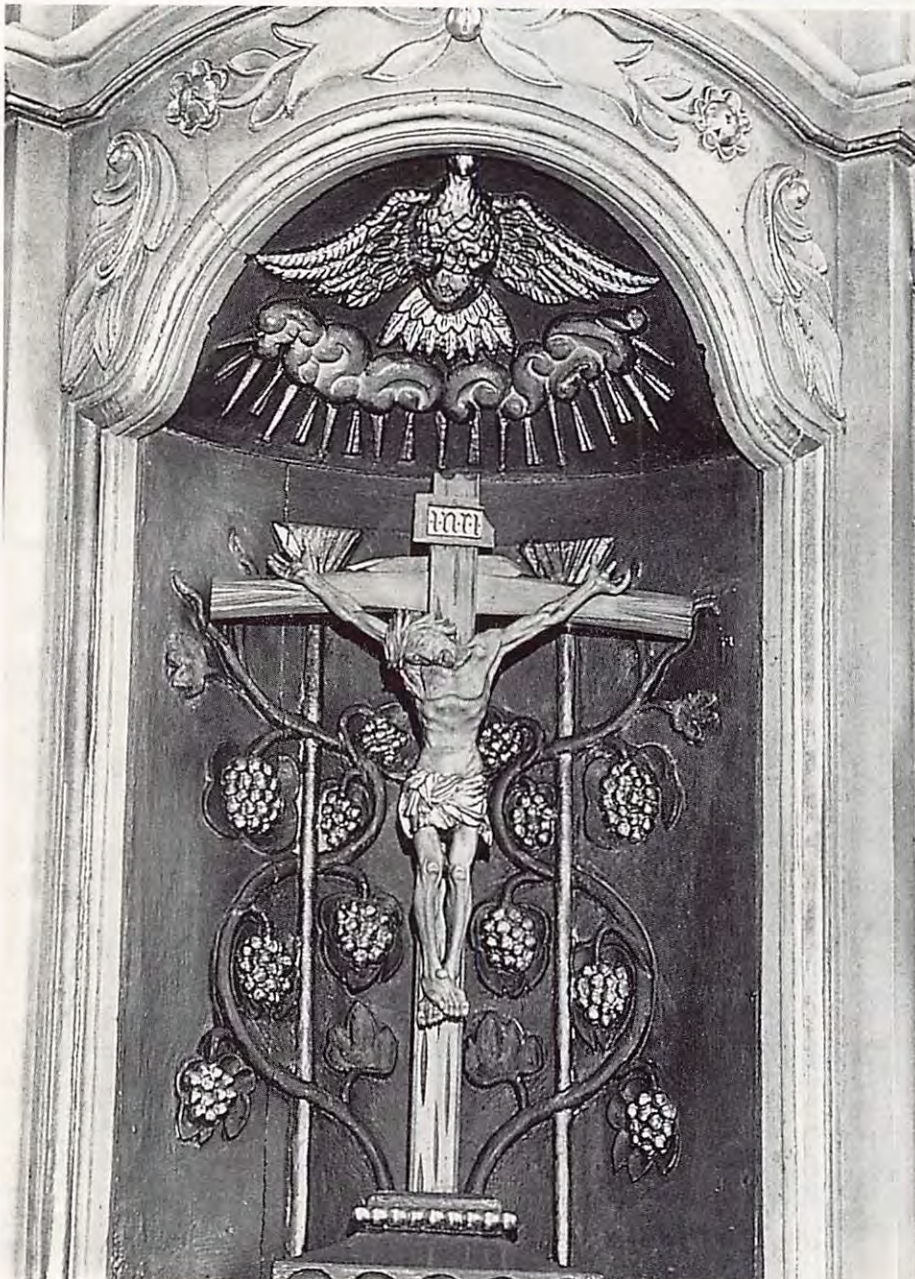
Man gedachte die nötigen Mittel aufzubringen:

- durch den Verkauf aller in den Folscheider Wäldern vorhandenen Lohe,
- durch einen außergewöhnlichen Holzschlag in den Wäldern der Sektion Hostert,
- durch Entnahme des Baugeholzes aus den Wäldern der Sektionen von Folscheid und Hostert,
- durch einen freiwilligen Beitrag der Einwohner aus Escheid.

Auch vertraute man darauf, daß die Apperschaften und Fahrten von den Pfarrangehörigen spontan geleistet würden. Der Bürgermeister Jean-Henri Eischen stellte seine in der Nähe des Dorfes gelegene Steingrube gratis zur Verfügung. „L'extraction des pierres“, bemerkte dazu der Sekretär in einer späteren Beratung, „ne présentera pas une ombre de difficulté pour être faite par les habitants.“⁷

Am 29. Januar 1825 leitet Adolphe de Feller den Antrag auf Gewährung der Bauermächtigung und auf Ernennung eines „homme de l'art“ weiter an den Gouverneur und macht dazu ein paar Vorschläge:

Da Plan und Bauanschlag beträchtliche Kosten verursachen, wenn sie von Architekten erstellt werden, die im Hauptort der Provinz (sic) wohnen, wäre es von Vorteil, wenn man einen passenden Mann in einem nähergelegenen Ort fände. „Au cas présent, on m'a indiqué un Sr Gruber, de Niederkorn, sculpteur en pierre, que l'on m'a donné comme très intelligent et connaissant assez la construction pour dresser un plan et un devis estimatif, et qui d'ailleurs se contenterait de 3 fl. par jour pour ses vacations. Si votre Excellence juge convenable de m'autoriser à le charger de ces opérations pour l'église



2

3

Unter den vielen Kunstwerken der Pfarrkirche zieht vor allem das Antependium des Hauptaltars (1) den Blick auf sich, ein herrlicher Rokokorahmen von Blumen und Fruchtgehängen umgibt die Abendmahlsszene.

Das gesamte Antependium lohnt schon eine eingehende Betrachtung, die dann sicher zu einer tiefgehenden Meditation überleiten wird.

In den beiden oberen Ecken des ovalgeschwungenen Rokokorahmens befinden



de Folschette, je pense qu'il s'en acquittera bien."⁸

Willmar begegnet diesem Vorschlag mit einer gewissen Skepsis. Als er am 17. Februar 1825 Adolphe de Feller beauftragt, den geeigneten Fachmann zu ernennen, fügt er erklärend hinzu: „Il n'est pas nécessaire que cet homme de l'art soit pris au chef-lieu du Grand-Duché, mais il est rare qu'il s'en trouve dans les campagnes d'assez au fait de ces sortes d'opérations pour faire un travail susceptible de soutenir l'épreuve de la vérification."⁹

Der daraufhin erwählte Nicolas Perl, „charpentier juré et menuisier“ aus Sampont, Gemeinde Hachy, arbeitet schnell. Bereits am 25. April liegen Plan und Kostenanschlag vor, die auch unverzüglich vom Gemeinderat verabschiedet werden. Mit einer Höhe von 1682,70 Gulden ent-



sich zwei Puttenköpfe (4); in den beiden Seitenfeldern gibt es, neben Rosen, die beiden liturgischen Motive Ähre und Traube als Symbole für Brot und Wein (3). Aber auch die Hauptszene lohnt eine detaillierte Betrachtung, sowohl wegen der differenziert charakteristischen Köpfe der aufgeregt diskutierenden Apostel, die hervorragend um die zentrale Christusfigur gruppiert sind (5), als auch für die sorgfältige Ausarbeitung aller Details: vor jedem Teilnehmer stehen Teller und Glas, vor jedem

Teilnehmer liegt ein semmelartiges Stück Brot. Man blicke aber auch einmal unter den Tisch und beachte die sorgfältige Ausarbeitung der Füße, die unter den faltenreichen Gewändern hervorschauen. Hier offenbart sich ein Meister seines Fachs!

Dasselbe gilt fürs Tabernakel mit dem Gekreuzigten vor einem Hintergrund aus Weinranken und Trauben (2): „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“

sprach dieser Kostenanschlag ungefähr dem Jahresetat der gesamten Gemeinde.

Wie die alte Kirche aussah, erfahren wir im Bericht über die Gemeinderatssitzung vom 9. Mai 1825. Der Innenraum bestand:

- a) aus einem Schiff, das 7 Ellen 6 Zoll lang und 5 Ellen 8 Zoll breit war. Der Gemeindevorstand errechnet eine Fläche von 44 Ellen 8 Zoll (44,08 m²).
- b) einem Altarraum, der 9 Ellen lang und 5 Ellen 3 Zoll breit war. Hier ergibt die Rechnung des Sekretärs eine Fläche von 47 Ellen 7 Zoll (47,07 m²).

Obwohl größer als das Schiff, bot das Chor nur „des places incommodes et mal proportionnées.“

Gesamtfläche: 91,15 m². Viel zu wenig für eine Pfarrbevölkerung, die schon jetzt die Zahl 430 erreicht hatte. Zieht man außerdem in Betracht, daß die Höhe des Raumes der Fläche entsprechend gering war, versteht man, daß die Leute sich heillos beengt fühlen mußten. So kam nur der Abriß des Gebäudes in Frage. Den Turm aber, der noch in einem guten baulichen Zustand war, ließ man stehen.

Die neue Kirche war geplant für eine Bevölkerung von 700 Seelen. Mit einer Länge von 21,65 m und einer Breite von 8,85 m, erhielt sie eine Fläche von 191,60 m², war also gut doppelt so groß wie die alte. Erwähnenswerte Besonderheiten des Baues:

- die Decke, ein an den Seiten abgerundetes, mit Lattenwerk überzogenes Gebälk erhält eine dreifache, mit Füllhaar durchwirkte Kalkschicht,
- die 10 großen Fenster aus gewöhnlichem weißem Glas bekommen Rahmen aus Mertziger Stein,
- das Dach wird mit Martelinger Schiefer gedeckt.

Die Baugenehmigung erfolgte in Brüssel durch königlichen Beschluß, am 17. August 1825.

Danach rührte sich lange nichts mehr. Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten im Haag läßt sich Zeit, fast zehn Monate, um sein Gutachten zu erstellen. So dauerte es bis Ende Juni 1826, ehe die Arbeiten ausgeschrieben werden konnten. Die Vergabe geschah am 28. August 1826, um 10 Uhr des Morgens, „en la demeure du bourgmestre, dans la salle ordinaire du conseil communal.“¹¹ Drei Bewerber bemühten sich um den Zuschlag:

Me Collin, Notar in Martelingen
Jean Marnach, Maurer, aus Rambruch
Jean Pénical, „propriétaire et cabaretier“ aus Rambruch

Es war Jean Pénical, der sich als Mindestfordernder den Auftrag sicherte: mit 1495 Gulden hatte er den Kostenanschlag um 187,70 Gulden unterboten.

Vermutlich richtete der Gemeinderat ein besonderes Augenmerk auf den Artikel 8 des Lastenheftes, der es dem Bürgermei-

ster und den Schöffen freistellte, vom Unternehmer eine Kautionsleistung zu verlangen.

Dies bedarf einer längeren Erklärung:

Jean Pénical stammte aus St-Dizier (Frankreich), wo er am 12. März 1773 geboren worden war. Er hatte seit jungen Jahren als Infanterist in der französischen Armee gedient und 1806 seinen Abschied erhalten. 1810 ließ er sich in Rambruch nieder, wo er 1814 das Amt eines Waldförstlers ausübte.¹² Dort verblieb er auch nach dem Abzug seiner Landsleute, dort ließ er sich einbürgern,¹³ fand für sich und seine Frau Maria Josephina Andreson eine neue Heimat. Dort starb er im Kreise seiner Familie, am 17. Februar 1838.¹⁴

Jean Pénical besaß Unternehmungsgeist, entwickelte Initiative, tat mehr als sich nur durchschlagen, mit einem geschätzten Vermögen („fortune présumée“) von 600 Gulden gehörte er sicherlich nicht zu den Reichsten, doch steht er damit immerhin an neunzehnter Stelle der 72 steuerpflichtigen Einwohner der Sektionen Rambruch und Schwidelbruch.¹⁵ Er bekundete sein Interesse an der lokalen Politik und bewarb sich verschiedentlich um ein Amt im Gemeinderat. Am 8. Juni 1824 erhielt er denn auch seine Ernennung zum Einnehmer der Gemeinde.

Aber schon ein Jahr später, aus welchen Gründen auch immer, gab er dieses Amt wieder auf. Zu seinem Nachfolger ernannte der ständige Ausschuß der Provinzialstände, am 23. Dezember 1825, Jean Joseph Brassel, Notar in Arsdorf; jedoch trat dieser seine Stelle erst am darauffolgenden 25. März an.¹⁶ Daß der neue Einnehmer nicht sofort nach seiner Ernennung in die Ablegung der Konten des Jahres 1825 und die Übernahme der Kasse einwilligte, obschon er mehrmals darum gebeten worden war, sollte sich als schweres Mißgeschick für Pénical erweisen.

Denn in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1826 wurde ein Einbruch in sein Haus verübt, dem, neben persönlichen Wertsachen und viel eigenem Geld, die Gemeindegasse mit einem Bestand von 631 Gulden 78 Cents zum Opfer fiel. Böse Zungen behaupteten unverblümt „que cette funeste catastrophe avait été imaginée par l'exposant (= Pénical) pour s'approprier les deniers de la commune.“¹⁷ Zwar nahm man behördlicherseits solch gemeine Verdächtigungen gegen einen bisher unbescholtenen Mann nicht unbedingt ernst, doch schien man nicht bereit, Entlastung zu gewähren und Pénical von der Zurückerstattung der 631,78 Gulden zu entbinden. So sehr er auch in seiner Eingabe an den Gouverneur, am 23. Mai 1826, darum gebeten hatte.

Der Distriktskommissar schloß sich im wesentlichen den Argumenten an, welche

der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 26. Juni 1826 gegen Pénical ins Feld führte:

1. Der Ex-Einnehmer hat es an Vorsicht fehlen lassen, da er die ihm anvertrauten Gelder, „au vu et au su de tout le monde“, in einer Stube aufbewahrte, deren Fenster weder durch Gitter noch durch Laden gesichert waren,
2. Würde man von der Rückerstattung absehen, so müßte man, um die Kasse wieder zu füllen, die Einwohnerschaft, die fast ausschließlich aus Tagelöhnern und unermögenden Leuten besteht, mit einer außergewöhnlichen Steuer belasten. Das wäre ungerecht und würde zu Protesten führen.

Am 21. August 1826, genau an dem Tag, da er sich in Folscheid als Baumeister vorstellte, schrieb Pénical noch einmal an



1

2





3



4



5



6

Prunkstück der Kirche ist aber die prachtvolle Monstranz (1), die zu den schönsten unseres Landes gehört. Auch hier verbinden sich die Motive von Ähren und Trauben miteinander. Aus einem prachtvoll verzierten, ovalen Fuß (4+5) wächst die Monstranz wie eine goldene Sonnenblume, umgeben von Engeln und Weinranken. Die beiden Engel (2) scheinen eben erst dort ange-

kommen; die Flügel schlagen noch, und doch bringen sie dem Allerheiligsten bereits ihre Reverenz entgegen. Das Mittelstück (6) bringt eine hervorragende Verbindung von Ähre und Traube. Man beachte vor allem die realistische Wiedergabe der Blätter (3) die zu leben scheinen; dasselbe gilt von den Trauben, die man pflücken möchte.

Ihre Exzellenz den Gouverneur und wiederholte seine Bitte um Gnade. Die Gemeinde ihrerseits wünschte eine günstige Entscheidung, denn sie brauchte dringend neue Mittel. Die Klärung erfolgte am 19. Januar 1827: Keine Entlastung für Pénical!

Inzwischen war es zu ernstern Schwierigkeiten bei der Finanzierung des bevorstehenden Neubaus gekommen: Von den vier eingeplanten Holzschlägen hatte die Forstverwaltung nur einen bewilligt! Der Fehlbetrag erreichte schließlich eine Höhe von 1466,40 Gulden, so daß der Gemeinderat gezwungen war, sich dieses Geld über den Weg einer außergewöhnlichen Besteuerung zu beschaffen, wobei es dem einzelnen Steuerpflichtigen freigestellt blieb, seine Quote mit Arbeit auf der Baustelle zu bezahlen. In diesem

Fall kam folgender Tarif zur Anwendung: die Tagesarbeit des Handlangers galt 47 Cents, das Heranschaffen einer Fuhr (Gehölz, Steine, Kalk . . .) auf einem mit drei Pferden bespannten Wagen (6×47 Cents =) 2,82 Gulden.

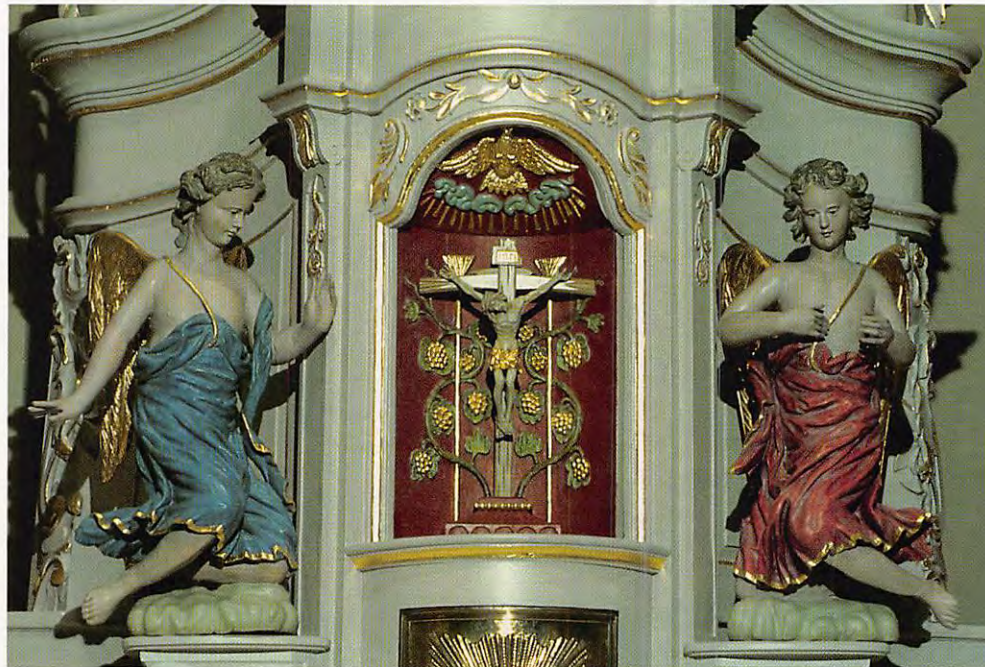
Artikel 5 des Lastenheftes verpflichtete den Unternehmer, am 1. Mai 1827 mit den Arbeiten zu beginnen; il „continuera avec un nombre d'ouvriers suffisant sans aucune interruption et enfin rendra le tout fait et parfait et entièrement achevé pour le premier août immédiatement suivant pour tout délai sous peine de tous dommages-intérêts». ¹⁸ Ein Riesenpensum! Denn das Generalunternehmen umfaßte „tous les ouvrages de maçonnerie, char-



1
2
3

Das Tabernakel wird von zwei Engeln bewacht (3). Während der linke Engel (4) mit der Hand auf das Allerheiligste zeigt, fordert der rechte Engel vor allem zur Ehrfurcht auf (5). Zeigen diese beiden Engel auf den ersten, flüchtigen Blick hin ein ähnliches Aussehen, so stellt man doch leicht fest, daß es sich um zwei grundverschiedene Darstellungen handelt (1+2).

Die Statuen des Hauptaltars, links St. Thomas (8), in der Mitte St. Lambertus über dem Hauptaltar (7) und rechts St. Matthias (6) sind bemerkenswert; der Schutzengel an der linken Chorseite ist ein weiteres Meisterwerk der Bildschnitzkunst (9). Man beachte die Haltung der beiden Gestalten, vor allem ihre Gewandung mit den Spangen, die die faltenreichen Kleider kniefrei halten. Mit diesem Werk kann man sich sehr gut unterhalten; es ändert seine Aussage je nach Blickwinkel (10), (11).



4
5



6



7



8

pentrie, couverture – y compris celle du clocher – serrurerie, vitrerie et autres . . ." (Artikel 1 des Lastenheftes).¹⁸

Die Arbeiten wurden termingerecht in Angriff genommen und gingen zügig voran, obwohl die vereinbarten Apperschaften und Fuhren nur widerwillig geleistet wurden, und die Gemeinde fast immer mit den Zahlungen in Verzug war. Wahrscheinlich wurde die vorgesehene Frist von 90 Tagen nicht eingehalten, doch konnte die Abnahme des Baues immerhin am 31. März 1828 erfolgen. Die zwei dafür ernannten Experten, Anton Kugeler aus Arsdorf und Nicolas Reiser aus Folscheid, beide Maurer und Zimmerer, stellten fest: „Nous avons vu et visité tous les ouvrages et reconnu que le tout correspondait parfaitement au plan de construction, que le tout était solidement construit et entièrement achevé.“¹⁹ Dem Baumeister wurde Entlastung gegeben.

Noch nicht entlastet aber waren die Einwohner der Pfarrei: Die Rückstände mußten bezahlt werden!

Erfreulicherweise fand der Bürgermeister beim König-Großherzog ein offenes Ohr. Der königlichen Gabe von 600 Gulden fügte der ständige Ausschuß der Provinzialstände 50 weitere hinzu. Es blieb ein Defizit von 757,80 Gulden, welches nach Verrechnung der Forderungen und der erbrachten Leistungen auf die drei Sektionen verteilt wurde, wie folgt:

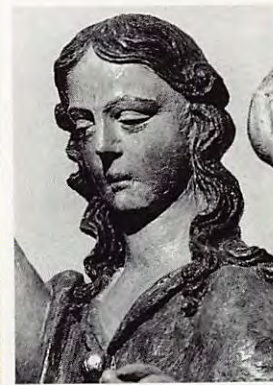
Folscheid	113,93
Escheid	278,20
Hostert	365,67

757,80²⁰

Während der 160 Jahre, die seither vergangen sind, hat unsere Pfarrkirche meh-



9



10



11

rere Veränderungen erfahren, von denen einige erwähnt werden sollten:

- 1879: Bau einer Empore, um dem Mangel an Raum abzuwehren, der, wie Pfarrer Igel meint, „besonders den Pfarrangehörigen von Escheid und Hostert fühlbar wird, wenn sie etwas spät kommend, die Betstühle überfüllt finden“.²¹ Die seitlich und hinten auf der Mauer, vorne auf zwei Pfeilern ruhende Holzkonstruktion wurde 1959 entfernt und durch eine neue aus Beton ersetzt. Bei derselben Gelegenheit erfolgte auch der Anbau einer Sakristei (1959-1960).
- 1891: Die schadhaft gewordene, vom Einsturz bedrohte „Plafond-Decke“ wird ersetzt durch eine von 6 Säulen

getragene Gewölbedecke. Die Pläne dazu lieferte der Staatsarchitekt Knepper aus Diekirch. Diese Veränderung gab dem Innern der Kirche sein heutiges Aussehen.

3. 1919: Der Kirchturm wird vom Karnies an erneuert, mit größeren, den Fenstern angepaßten Schallöchern versehen und erhöht. Charles Post aus Hostert mauerte, während Emil Schmit aus Folscheid Steine und Mörtel hochwand. Der schmucke, sechsflächige Turmhelm, bei dessen Anblick man die gedrungene, pyramidenförmige Abdeckung von früher ohne Bedauern vergißt, trägt stolz das von Jacques Weber geschmiedete Kreuz.

Unsere Pfarrkirche erhebt nicht den Anspruch, ein architektonisches Kunstwerk zu sein, doch fehlt es dem schlichten, wohlproportionierten Bau nicht an Eleganz und Schönheit. Fast genau in der geographischen Mitte der Pfarrei gelegen, zwischen Escheid im Osten und Hostert im Westen, ist sie vielen Generationen religiöser und geistiger Mittelpunkt gewesen. Ungezählte Menschen haben dort Trost und Erbauung erfahren und manch einer sah, wie gerade dort sein Leben entscheidend geprägt wurde. So gewiß, der eingangs stellvertretend zitierte Eugène Frising, der 1928 in der hundertjährigen Kirche seine Primiz, 1978



1



2



3

QUELENNACHWEIS:

Abkürzungen:

AEL = Archives de l'Etat, Luxembourg
ACR = Archives Communales, Rambrouch

ANMERKUNGEN:

¹ P. Ruppert, Les Etats Provinciaux du Grand-Duché de Luxembourg, de 1816-1830, Luxembourg 1890, S. 565.

² AEL, C. 296

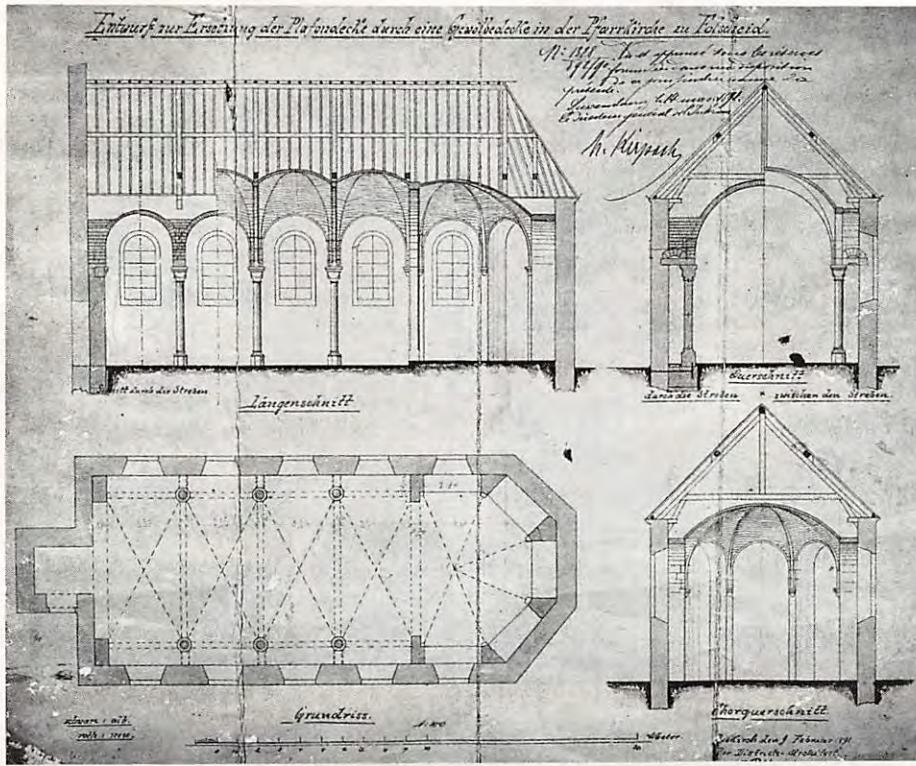
³ Es dauerte bis zum Spätsommer 1823, ehe die Neugestaltung voll wirksam wurde. Die Gemeinde

Folscheid bestand dann nicht mehr, wie bis dahin, aus dem Dorf Folscheid allein (312 Seelen). Es waren als Sektionen hinzugekommen: 1. Rambrouch (150) u. Schwidelbruch (288), welche seit 1800 die Mairie Rambrouch gebildet hatten; 2. Hostert (89) u. Escheid (27), frühere Sektionen der Mairie Ospern. Diese beiden Ortschaften, seit 1805 von der Mutterkirche Ospern abgetrennt, bilden heute zusammen mit Folscheid die Pfarrei Folscheid. Die 866 Seelen zählende neue Gemeinde Folscheid gehörte nicht, wie die alte, zum Kommunalbezirk Diekirch, sondern war Teil des „Quartier d'Arlon“. Dessen Vorsteher „Prévôt“ genannt, war Adolphe de Feller. Die Bezeichnungen „Quartier“

und „Prévôt“ wurden im Juli 1825 ersetzt durch die noch heute geläufigen Namen „Distrikt“ u. „Kommissar“.

⁴ Chorale Ste Cécile Folschette, 1984, S. 86-87

⁵ Der Gemeinderat bestand aus 9 Mitgliedern: 1. Jean Henri Eischen aus Folscheid, Bürgermeister; 2. Nicolas Delrang aus Hostert, Schöffe; 3. Pierre Simon aus Rambrouch, Schöffe; 4. Anton Reding aus Escheid, 5. Michel Gloesener aus Folscheid, 6. André Weber aus Folscheid, 7. Dominique Salentiny aus Rambrouch, 8. Nicolas Kauten aus Schwidelbruch, 9. Jean Pütz aus Schwidelbruch, Räte.



Linke Seite: die alte Empore mit der 1952 eingebauten Orgel. Der Aufstieg führte über eine im Turm eingelegte Holzterrasse.

Oben: der vom Distriktsarchitekt Knepper am 9. Februar 1891 gezeichnete und vom Generaldirektor des Innern Kirpach am 14. März 1891 genehmigte Plan der „Gewölbedecke“. (Bilder aus der Sammlung von Prof. Mathias Unsen.)

in der hundertfünfzigjährigen Kirche sein goldenes Priesterjubiläum feierte. Er blieb ihr sein Leben lang in unverbrüchlicher Treue verbunden.

Möge dieses Werk der Solidarität, geschaffen von der Gemeinschaft für die Gemeinschaft, auch weiterhin seiner Bestimmung gerecht werden.

Mathias Unsen

Obschon die beiden Seitenaltäre (2) identisch und einfacher gehalten sind als der Hauptaltar, enthalten sie jedoch manche Kostlichkeiten wie z. B. den Aufbau mit den überquellenden Fruchtschalen (6), (4) oder den Säulenkapitellen (5). Der rechte Seitenaltar hat außer einem schönen Altarblatt (7) mit der Golgatha-Szene, im Antependium als Endphase der Leidensgeschichte die glorreiche Auferstehung (1); der linke Seitenaltar zeigt in dem Medaillon seines Antependiums die Gottesmutter mit dem Jesuskind (3); sie zertritt eine über der Mondsichel abgebildete Schlange: „Sie wird dir den Kopf zertreten . . .“



⁶ ACR, Deliberationsregister

⁷ ACR, Deliberationsregister

⁸ AEL, C 355

⁹ AEL, C 355. Zu dieser Frage, siehe P. Ruppert op. cit. S. 660 + S. 970

¹⁰ Das Gesetz vom 21.8.1816 führte das Dezimalsystem ein, behielt aber die in den Niederlanden gebräuchlichen Namen bei. Diese bestimmte ein königlicher Beschluß vom 29.3.1817: Elle = Meter; Zoll = Zentimeter. (Siehe dazu, Henri Thill, Esquisse de l'histoire du système métrique dans notre pays, Luxembourg 1953). Das Rechnen mit dem modernen Dezimalsystem bei gleichzeitigem

Gebrauch der alten Namen scheint Verwirrung zu stiften. Die Rechnung des Sekretärs stimmt nur, wenn die Länge 7,6 m und die Breite 5,8 m beträgt. Bei der nächsten Flächenrechnung unterläuft dem Sekretär gleich ein doppelter Irrtum.

¹¹ AEL, C 355

¹² AEL, B 674 + C 242

¹³ AEL, C 176: im Monat Juli 1816 stellte Pénicat einen Antrag auf Naturalisation, die ihm wohl auch gewährt wurde

¹⁴ ACR, Etat civil

¹⁵ AEL, C 310

¹⁶ ACR, Délib.

¹⁷ AEL, C 332

¹⁸ ACR, Délib. u. AEL, C 355

¹⁹ AEL, C 355

²⁰ ACR, Délib. u. AEL, C 310

²¹ Chorale Ste-Cécile Folschette, S. 89





8



9



10

11



12



13



14

Im Anschluß an die liturgischen Reformen setzte mancherorts in unseren Kirchen ein richtiger Bildersturm ein. Manche Gegenstände, Möbel oder Glasfenster, die im Laufe der Jahrzehnte, oft unter größten Opfern, angeschafft worden waren, mußten jetzt einer zeitgenössischen, aber leider oft sehr fragwürdigen Kunstauffassung, weichen. So verschwanden aus manchen Kirchen die manchmal recht wertvollen Kanzeln (2). In Folscheid wurden die einzelnen Tafeln mit den Bildnissen der Evangelisten zu einem Altartisch umgewandelt und im Chor, vor dem eigentlichen Hauptaltar, als Zelebrationsaltar, aufgestellt. Dabei blieben glücklicherweise die schönen Blumengehänge erhalten. In der Vorderseite des Zelebrationsaltars sieht man die beiden Evangelisten Markus (mit dem geflügelten Löwen als Attribut) und Matthäus (mit dem Engel) (5); (die beiden anderen Evangelisten Lukas (mit dem geflügelten Stier) (3) und Jo-

hannes (mit dem Adler) (1) findet man an den beiden Seiten des Altartisches. Erwähnenswert ist der Sockel des Taufbeckens (6+7) mit den an den vier Ecken abgebildeten (Teufels)masken. Diese Art der Darstellung des Sieges über den Teufel ist bei uns sehr selten und deshalb besonders wertvoll.

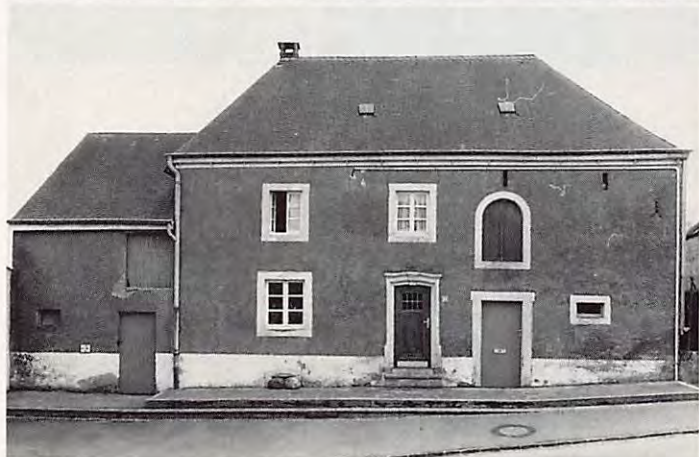
Außer auf dem Hauptaltar finden wir den Schutzheiligen der Kirche, St. Lambertus, auch in einem Farbfenster (4).

Zur Kirche gehören auch noch einige beachtenswerte Statuen des hl. Petrus (8), der hl. Katharina (10), des hl. Joseph (11) sowie eine schwungvolle Engelsfigur (9).

Im Pfarrhaus befindet sich ein Bruchstück einer Konsole eines Kreuzes mit schön geschnittener Heiligenfigur in Nische (13). Auf dem früheren Friedhof an der Kirche beachte man zwei alte Grabdenkmale, mit Kreuz (12) und mit Monstranz (14).

Folscheider Kostbarkeiten

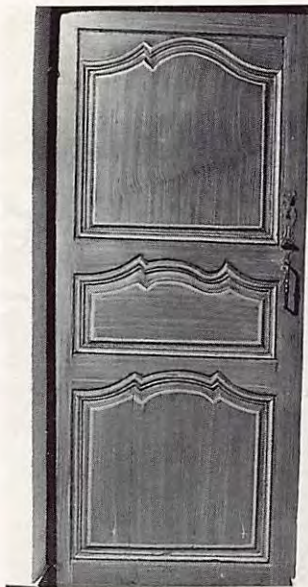
In der Ortschaft blieben einige alte Häuser erhalten. Stolz zeigen sie ihr Geburtsjahr am Türsturz der Haustür: 1809 (2, 3) und gar 1796 (4, 5). In manchen Häusern finden wir richtige Kostbarkeiten; so z. B. eine Taak aus dem Jahr 1608 mit dem Wahlspruch „Dominus mihi adiutor“ (15), eine prachtvoll geschnittene Treppe (11); ihr gerillter Handlauf mündet in einen Entenkopf, aus dessen Schnabel ein üppig mit Blumen gefülltes Füllhorn hervorquillt, das in eine schwungvolle Fußspirale mündet. (12)



Mancherorts künden die durch fein geschliffene Rillen aufgelockerten Türflügel von der früheren Freude am schönen Wohnen (8, 9). Sorgfältig gehegte und gepflegte Geräte aus Großmutter's Zeiten erinnern an die frühere, wohnliche Behaglichkeit (10, 11). Kupferne Petroleumleuchter mit elegant geschwungenem Schirm spendeten ehemals geheimnisvolles Licht (14). Auch so manche wertvolle Porzellanstücke haben die Zeiten überdauert (6, 7).

6
7



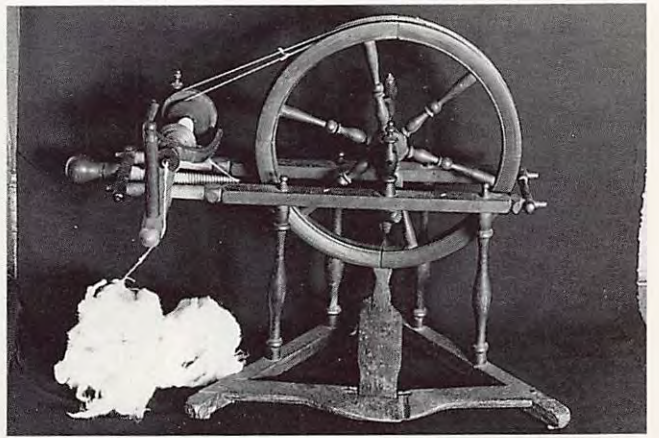


11



8

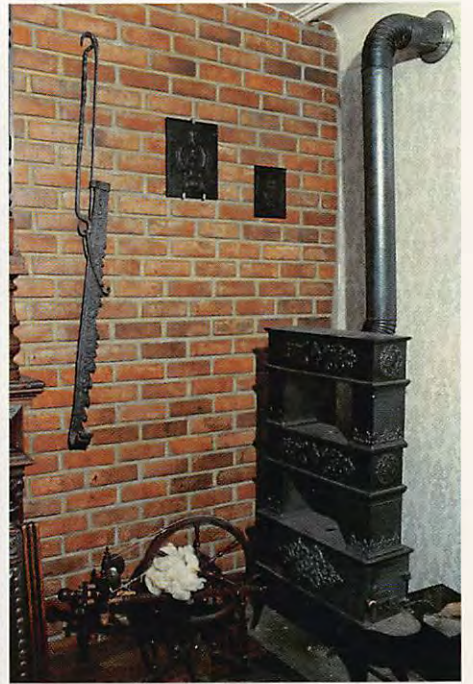
10



12

9

13



14

15





1



2



3



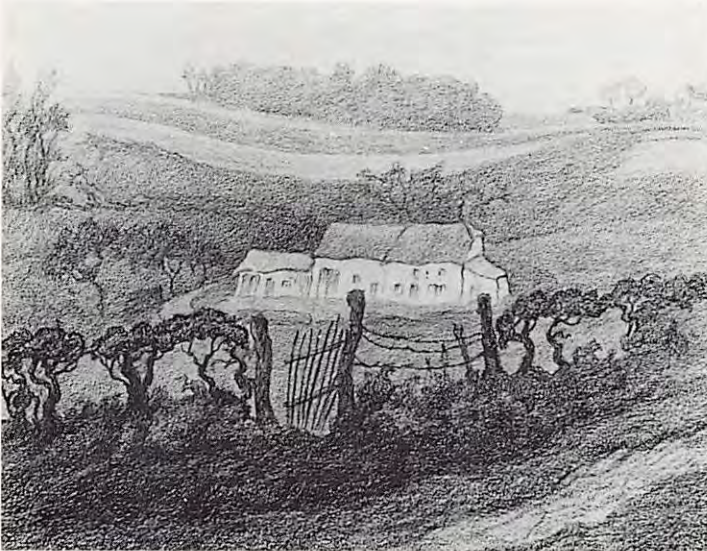
4



7 8



6





9



10



11

Außer einem einfachen, wohl proportionierten Wandschrank mit diskreten Verzierungen an den oberen Flügeltüren und an der mittleren Konsole (12, 13) gibt es wuchtige Kleiderschränke mit beeindruckenden Maßen (10) und säulengestütztem Gesimse (11). In Folscheid fanden wir wohl einen der schönsten Wandschränke unseres Landes (4). Während der untere Teil sich flach in die Wand integriert, schwingt der obere Teil weit nach vorne aus. Das bedingt natürlich eine besonders fein ausgeklügelte Konstruktion der „Böffchen“-Tür, die ebenfalls nach vorne ausbuchtet. Stolz trägt dieser herrschaftliche Schrank im Kupferbelag seiner Schlüsselöcher sein Geburtsjahr: 1798! (6) Die Ausarbeitung der Schnitzereien zeugt von außergewöhnlicher Erfindungsgabe und hoher, künstlerischer Fertigkeit: sie sind ein wahres Fest fürs Auge und eine Wonne für den Kunstfreund (1, 2, 3, 5, 9).

12



13



Kunstprofessor Lamboray weilte gerne in Folscheid. Er hinterließ im Hause seiner Gastgeber zahlreiche signierte Zeichnungen und Gemälde, die hier in Folscheid an einen unserer großen Maler erinnern (7, 8, 14). Norbert Thill



14

CLAIREFONTAINE

Am 29. August 1889 machten die Schüler von Clairefontaine und die Caecilianer von Luxemburg einen Ausflug nach Marienthal. Hengesch zählt zusammen $15+25=40$. Hatte der Caecilien-Chor damals nur 25 Sänger?

Am Tage als Bruder Gertrudius (Joseph Zilles) tonsuriert wurde, beschloß in Clairefontaine Pater Depré aus dem Jesuitenkloster in Arlon die Exerzitien, die er seit dem 3. September predigte. Hengesch hält fest, daß „in Clairefontaine bester Verlauf der Exerzitien (zu verzeichnen ist). Bis jetzt 19 Knaben“. Und am 8. September ist er selber dabei, als „schöner Schluß der Reträte mit Prozession (war) und Austeilung gesegneter Bilder“.

Der Schulbetrieb konnte in aller Ruhe anlaufen.

Als Hengesch hörte, daß Rektor Herr am 20. Oktober 1889 zu Pater Dehon nach S. Quentin reiste, benutzte er die Gelegenheit, von einem eventuellen Ankauf von Clairefontaine sprechen zu lassen. Mit der Oberin der Dominikanerinnen war er einig geworden, man könne von der Summe von 5 000 Franken auf die Dauer von 30 Jahren reden.

Es ist nicht ganz klar, ob Pater Herr falsch verstanden hatte oder ob seine Berichterstattung ungenau war. Am 27. Oktober schrieb Hengesch an Pater Dehon; er möchte Erklärungen über seine Absichten bezüglich Clairefontaine haben und zwar auf Grund der Äußerungen, die der Rektor gemacht haben soll.

Es war offensichtlich eine Krisenzeit in Clairefontaine. Die Schüler klagten wegen der kargen Kost, wegen der gedrückten Atmosphäre und wegen unnützer Arbeiten im Garten.

Frater Wenzeslaus soll gesagt haben, „das Haus sei nicht eigentlich für Missionszwecke bestimmt; manche Schüler, ja die meisten, wollen einfach studieren, um Priester zu werden“. So war es Hengesch hinterbracht worden.

Um diese Zeit waren es weniger die Klagen über die finanzielle Lage in Clairefontaine und über den ungenügenden Geist in der Schule, die Hengesch Sorge machten als vielmehr ein neuer, ungeahnter Reiz, den ein Telegramm von Bischof Schumacher an seinen Vertreter in Europa ausgelöst hatte.

Am 21. Oktober 1889 hatte Bischof Schumacher dem Pater Videnz ein Kabelgramm zugeschickt, das aber erst am 24. Oktober in Luxemburg ankam, in dem es

hieß: „acheter propriété (Marienthal). Va argent. Schumacher“.

Hengesch ist begeistert. Am 26. Oktober möchte er Pater Videnz „für Ankauf von Clairefontaine durch Bischof Schumacher gewinnen, doch er mag von Marienthal nicht ablassen“. Allenfalls sei er bereit, mit seinem Bischof das Angebot zu besprechen, deswegen erbat er sich bis Neujahr jede Freiheit. Marienthal will er auf jeden Fall bis dahin reserviert wissen.

Das Angebot, das Mathias Graf von Spee für sein Eigentum in Marienthal gemacht hatte, war geradezu verlockend. Am 13. August 1889 hatte er das ehemalige Kloster der Dominikanerinnen in Marienthal feilgeboten für die Summe von 10 000 Mk. in barem Geld; die restlichen 30 000 Franken wollte er der geistlichen Institution, die es ankaufen wollte, schenken. „Er will nichts gewinnen“, notiert Hengesch in seinem Tagebuch.

Am 30. Oktober 1889 reiste Videnz um 12.10 Uhr ab, „nach Theux-Marche bei Spa, um am Samstag zur See zu gehen. Ganz befriedigt ob der Resultate und Einigung. Hat sich Auszüge aus unserm Schulgesetz noch mitgenommen. Ich gebe ihm klares Schreiben an den Bischof mit“ vermerkt Hengesch in seinem Tagebuch.

Videnz hatte in Europa junge Leute für Südamerika angeworben. Er wollte sie selber an den Bestimmungsort bringen.

Auf dem Limpertsberg war man bereit, Clairefontaine für 75 000 Franken zu überlassen, sei es in barem Geld, sei es zu 4% auf längere Zeit. Ein Anschluß an Bischof Schumacher war gewünscht, denn „für Südamerika ruhe ein besonderer Segen auf Clairefontaine“, hatte Mutter Clara Moes gesagt.

Am 31. Oktober erhielt Hengesch endlich eine Antwort von Pater Dehon. Er ist bereit, für Clairefontaine 4000 Franken auf 20 Jahre zu bieten; er habe das Anwesen auf 40 000 Franken geschätzt. Dehon bitet Hengesch, bei den Schwestern um ihre Ansicht nachzufragen. Schwester Clara Moes läßt melden, sie begehre zwei Tage Gebets- und Bedenkzeit, „wolle aber diesen Patres Clairefontaine nicht überlassen“.

Am 2. November 1889 machte Herr Barthel zuerst den Bischof warm, und dann Hengesch, für den Plan, „an Bischof Schumacher Clairefontaine zu verkaufen, dann an eigene Congregation für Süd-

Die Kirche Luxemburgs

in ihrem Werden, Wachsen & Wirken

Fünftes Kapitel

JOHANN-JOSEPH KOPPE
(1843-1918)
von Jean Malget, Ehleringen

amerika zu denken, am liebsten nach der 3. Regel des Hl. Dominikus“.

Als am Sonntag, dem 3. November dieser Plan auf Limpertsberg „fester noch beschlossen“ wurde, kam Rektor Herr und gab „befriedigende Erklärungen bezüglich des Zweckes von Clairefontaine, klagt über Pater Dehon als Administrator und will ihn zu neuem Schreiben veranlassen und einen zweiten Pater zum Quätieren und Procura begehren“.

Am Fest des Hl. Johannes vom Kreuz, am 24. November, teilt Barthel mit, „daß er seit drei Tagen mit der Mutter wiederholt konferiert über die angeregte Frage. Sie ist ganz dafür und versichert, es sei Gottes Wille, daß ich für das Clairefontainer Missionswerk auf Grundlage des 3. Ordens des Hl. Dominikus arbeitete. Es werde sich wohl der Weg finden, die Pères du S. Coeur gelind abziehen zu sehen, da sie etwa die Geldmittel nicht finden werden. Mit Dehon schiene wohl mehr zu machen zu sein als mit den andern. Auf Bischof Schumacher sei wohl mehr zu zählen. Doch heiße es, langsam, offen und klug zugleich fahren, um kein Mißtrauen zu erregen. Später könne ich mich ja vollständiger auf das Werk einlassen. Die Mutter hat bis jetzt eher gebetet, daß Gott uns selbst antreibe. Wir hätten ja auch nichts erreicht mit dem 3. Orden von Anfang an, jetzt aber sei alles so weit gediehen, daß etwas zu erreichen sei. Natürlich auch zu Rom jetzt nicht damit einkommen, sondern still das Werk pflegen, den 3. Orden als Stütze, wie dazu und nebenbei gebrauchen, später dann offener pflegen; darum auch an ein eigenes Kleid von Anfang nicht denken. Dieser 3. Orden eigne sich ja so gut zu diesem Missionszweck. Mir ist es heute recht wohl und munter ums Herz beim

eine Quelle der Klarheit und der Wahrheit

Gedanken an dieses Werk. Die Mitteilung von Herrn Barthel bestärkt mich nur in dem, was ich bereits gedacht.“ Als Pater Dehon aus Sittard zu einem Besuch bei Hengesch für Anfang Dezember sich anmeldete und meinte: „J'espère que nous pourrons tout arranger pour le bien de l'oeuvre“, scheint Hengesch den eben erkannten Willen Gottes etwas auf das Eis zu legen.

Bei der Ankunft am 4. Dezember bekräftigt Dehon den Missionscharakter von Clairefontaine und wünscht, daß Bischof Schumacher seine Kapitalien für Clairefontaine leiht. Und schön schreibt Hengesch in diesem Sinn an Bischof Schumacher, er „wünsche, daß er auf Clairefontaine sein Geld leihweise verwende, so daß er später das Haus nötigenfalls an sich ziehen könnte, falls die Patres du S. Coeur nicht entsprochen“.

In der Korrespondenz mit Mathias Graf von Spee, dem Besitzer von Marienthal, macht Hengesch keine Andeutung an diesen Brief. Etwas nervös schreibt er am 1. Januar 1890: „Eigentümlich, daß von Bischof Schumacher noch immer keine definitive Antwort weder über Clairefontaine noch über Marienthal angekommen ist. Bei der von Dondelinger vorgeschlagenen Teilung würde Bischof Schumacher wohl Marienthal um so lieber kaufen wollen. Doch hätte er immerhin die gehörige Unterrichtsfreiheit dort nicht und wäre eine von Clairefontaine getrennte zweite Anstalt für jetzt kaum durchführbar.“

Am 9. Januar schreibt er an Mathias Graf von Spee: „Unsere Antwortschreiben sind offenbar doch an den Bischof gelangt. Wir müssen deshalb ruhig abwarten, was er auf unsere Vorstellungen und auf den von Herrn Videnz abgestatteten Bericht erwidern wird. Daß Bischof Schumacher also über Clairefontaine in diesem Briefe schweigt, beweist uns nichts von seiner heutigen Gesinnung. Es heißt also noch Geduld haben und abwarten.“

Am 30. Januar meint Hengesch: „Ich warte immer gleich Ihnen auf ein Schreiben von Bischof Schumacher bezüglich Marienthal und Clairefontaine. Ich vermute, daß der Bischof . . . an Clairefontaine eher als an Marienthal sich festklammern will, weil er in Marienthal die erwartete Unterrichtsfreiheit nicht findet. Dem General der Kongregation vom hl. Kreuz, der vor etwa zehn Tagen nach einem Platz für eine Klosterstiftung bei uns suchte und der sehr gerne Marienthal gekauft hätte, erwiderte Bischof Koppes

entschieden, daß augenblicklich eine neue Niederlassung nicht gewagt werden könne.“

Nebenbei bemerkt: Paul Eyschen hatte kurz vorher seine Monographie über das Luxemburger Staatsrecht als Beitrag zum großen Werk von Marquardsen über das europäische Staatsrecht veröffentlicht und als seine Ansicht jene vertreten, die für jede klösterliche Niederlassung die Erlaubnis durch Gesetz fordert. In diesem Zusammenhang schrieb Hengesch am 30. Januar 1890 an Mathias Graf von Spee: „Bei Gelegenheit der Rezension dieses Werkes (von Eyschen) hat unser Logenblatt, die ‚Luxemburger Zeitung‘ wieder ins Horn geblasen, um endlich eine neue Gesetzgebung über diese Klosterfrage zu erzielen. Unsere liberalen Deputierten denken an eine neue Interpellation in der Kammer und setzen großes Vertrauen in Herrn Eyschen als Staatsminister, Herrn Servais als Präsident der Kammer und Herrn Thilges, Mitglied des Staatsrates, alle drei heftige Verteidiger der klosterfeindlichen Sentenz. Man will von unserem König-Großherzog wissen, er sei durch die Königin in letzter Zeit auch viel bearbeitet worden und in Folge dessen sei er den Klöstern nicht mehr so gewogen wie früher.“

Am 22. Februar 1890 hatte Hengesch noch immer keine Antwort von Bischof Schumacher. Zwar hatte er von Joseph Thoss aus Clairefontaine gehört, dieser dürfe „in Clairefontaine fortfahren zu wirken, da das Haus ja für Portoviejo arbeite“. Daraus schloße er, so meint Hengesch, vielleicht um den Herrn von Marienthal auf die richtige Spur zu bringen, daß der Bischof „an Clairefontaine sich zu halten und von Marienthal abzusagen“ scheine. Und er fährt weiter, eine Klostergründung in Marienthal wäre „wirklich eine frevlerische Tollkühnheit, wenn wir gegenwärtig die Regierung und die Kammer durch eine neue Klostergründung reizten. Die Niederlassung von Bischof Schumacher wäre wohl nicht eine eigentliche Klostergründung, würde aber den Schein davon doch haben und auch des Unterrichtes wegen angefeindet werden. Übrigens ist diese wohl vom Bischof selbst aufgegeben worden. Die gutgesinnten Männer der Politik wollen sich der Gefahr auch nicht mehr aussetzen, seit sie von der Sachlage Kenntnis erhalten. Vier Klöster haben wir in letzten Jahren herein geschmuggelt. Das ist viel zum Verdauen für unsere Liberalen. Später

mag Neues gewagt werden, nur dürfen wir jetzt kein schlimmes Klosternetz provozieren. Herr Servais findet sich wieder zurecht mit Herrn Eyschen. Wir wollen diese zwei Männer jetzt ruhig lassen, denn im Bunde miteinander könnten sie uns schlimme Streiche für die Zukunft spielen“.

Am 12. März 1890 konnte Hengesch an seinen Freund Mathias Graf von Spee melden, er habe Nachricht von Bischof Schumacher, den er zitiert: „Zunächst bin ich damit einverstanden, und ganz zufrieden, daß wir vor allem Clairefontaine unbehelligt lassen und demselben nicht in die Quere fahren, indem unsere Josephsmissionäre eine Konkurrenz in Marienthal anlegen. Ich bin nicht dafür, eine neue Genossenschaft oder Verbindung zu bilden, wenn dies nicht ganz als der Wille Gottes erscheint; dieser wird aber, wir hoffen es, sich zeigen. Also warten! Die Kongregation der Oblaten hat meine ganze Sympathie und ich werde alles aufbieten, wie ich es auch in der Tat tue, um die junge Genossenschaft zu stützen. Allein dieselbe ist auch noch jung und ob sie auf fester Grundlage beruht, muß sich erst noch zeigen. Ich rede hier offen und im Vertrauen zu Ihnen. Also nochmal gesagt, wir wollen warten und ihnen in Clairefontaine helfen.“ Hengesch fährt fort: „Der Bischof redet mir dann ausführlich und konfidentiell über seine finanzielle Lage, die augenblicklich kritisch ist, über seine Seminaristen, seine Missionare. Also hier ist die Lage: So lange die Genossenschaft der Oblaten vom hl. Herzen-Jesu, die er selbst nach Kräften unterstützen will, sich nicht als ungeeignet für seine Zwecke erweist, will Mgr. Schumacher an eine eigene Gründung gar nicht denken. Sollten die Oblaten mißlingen, würde er an Gründung einer neuen Genossenschaft denken und würde dann in Europa ein Haus sich anschaffen wollen. Meiner Überzeugung nach bietet aber die Genossenschaft der Oblaten gute Aussicht auf Erfolg, während überhaupt die Möglichkeit einer zukünftigen Genossenschaft von Mgr. Schumacher noch in Frage steht. Also nicht bloß in diesem Augenblick ist an Marienthal nicht zu denken, sondern auch für die Zukunft ist wenig Aussicht, daß Mgr. Schumacher daran denken könne.“

An Clairefontaine hatte Hengesch sein ungeteiltes Herz hängen.

Fortsetzung folgt



Religiöse Ausbildung in der Indonesischen Provinz der Herz-Jesu-Priester

Viele Berufungen in der Dritten Welt?

Seit 25 Jahren hat im Westen der Nachwuchs für Priester und Ordensleute dramatisch nachgelassen. Wenn wir uns dagegen die Zahlen für die dritte Welt anschauen, so wächst dort im allgemeinen die Zahl von Novizen und Seminaristen, neuen Ordensleuten und Neupriestern. Die Entwicklung ist nicht überall gleich: Auch in der dritten Welt gibt es Regionen, wo die Zahl der Berufungen gleich bleibt oder gar zurückgeht, und andere, wo die Berufungen stark ansteigen. So gibt es auch manchmal in einzelnen Ländern, wie etwa in Brasilien oder Indonesien, einen großen Unterschied zwischen „fruchtbaren“ und „unfruchtbaren“ Gebieten.

Ein Beispiel eines „fruchtbaren Gebietes“ ist die Indonesische Provinz der Herz-Jesu-Priester.

Beispiel, genehmigt das seit 1978 nur ausnahmsweise, weil sie der Meinung ist, die Indonesische Kirche solle allmählich sich selber betreuen können. Der letzte neue Missionar der Herz-Jesu-Priester kam im September 1973 in Indonesien an. Seitdem kann die Zahl der Missionare nur zurückgehen. Daß dennoch die Gesamtzahl der Provinz weiterhin steigt, bedeutet, daß der einheimische Nachwuchs nicht nur die Missionare ersetzt, sondern die Provinz auch noch weiter ausbauen kann. Das ist sicher eine erfreuliche Tatsache.

Andererseits soll man auch die Entwicklung der Ortskirche beachten. Die Zahl der Gesamtbevölkerung Indonesiens nimmt zu – 150 Millionen 1980, heute etwa 175 Millionen. Also nimmt auch die Zahl der Katholiken zu, denn auch die



Einige Zahlen

	1940	1956	1967	1978	1987
Gesamtzahl der SCJ-Mitglieder	33	37	76	109	144
Davon:					
Ausländische Priester-Missionare	24	29	40	45	34
Einheimische Priester	1	—	5	16	42
Ausländische Brüder-Missionare	8	7	8	5	5
Einheimische Brüder	—	—	8	7	13
Scholastiker (einheimisch)	—	1	15	36	50
Novizen (einheimisch)	—	6	6	20	13

(1976 waren Noviziat und Scholastikat integriert. In dieser Tabelle sind die Scholastiker-Novizen in zwei Gruppen aufgeteilt worden, damit der Vergleich mit den anderen Jahren deutlich wird).

Die Zahl der ausländischen Missionare war am höchsten 1970-1972. Seitdem nimmt sie ständig ab, nicht nur in Indonesien, sondern überall in der Welt. Denn die westlichen Kirchen haben kaum noch Missionare zu senden. Und die Regierungen, vor allem in Asien, gestatten oft nicht mehr, daß neue Missionare hinzukommen. Die indonesische Regierung, zum

katholischen Familien haben viele Kinder. Dazu kommen die Bekehrungen. Die Zahl der Bekehrungen ist in manchen Gebieten von Indonesien nur niedrig, aber in manchen Gebieten ist es auch durchaus normal, daß eine Pfarrei von 3 000 Katholiken jährlich 100 oder sogar 300 Erwachsenentaufen hat. Zum Beispiel, wo viele Javaner leben (vor allem in Mittel- und

Ost-Java, aber die 80 Millionen Javaner kann man auch über ganz Indonesien finden), gibt es gewöhnlich mehr Leute, die Christen werden möchten, als die Kirche hinreichend ausbilden kann.

Als Beispiel nennen wir hier Süd-Sumatra, das 1923 den Herz-Jesu-Priestern als Missionsgebiet anvertraut wurde. Die Zahl der Katholiken in diesem Gebiet war:

1940	3 580
1967	27 926
1978	83 340
1987	130 101

Die Zahl der Katholiken wächst also viel schneller als die Zahl der Priester. Vor 20 Jahren gab es in ganz Indonesien durchschnittlich einen Priester für gute 1 000 Katholiken, jetzt einen für etwa 2 500 Katholiken. Nach den obigen Statistiken war dieses Verhältnis in Süd-Sumatra:

1940	1 Priester für	140 Katholiken
1967	1 Priester für	620 Katholiken
1978	1 Priester für	1 630 Katholiken
1987	1 Priester für	1 710 Katholiken

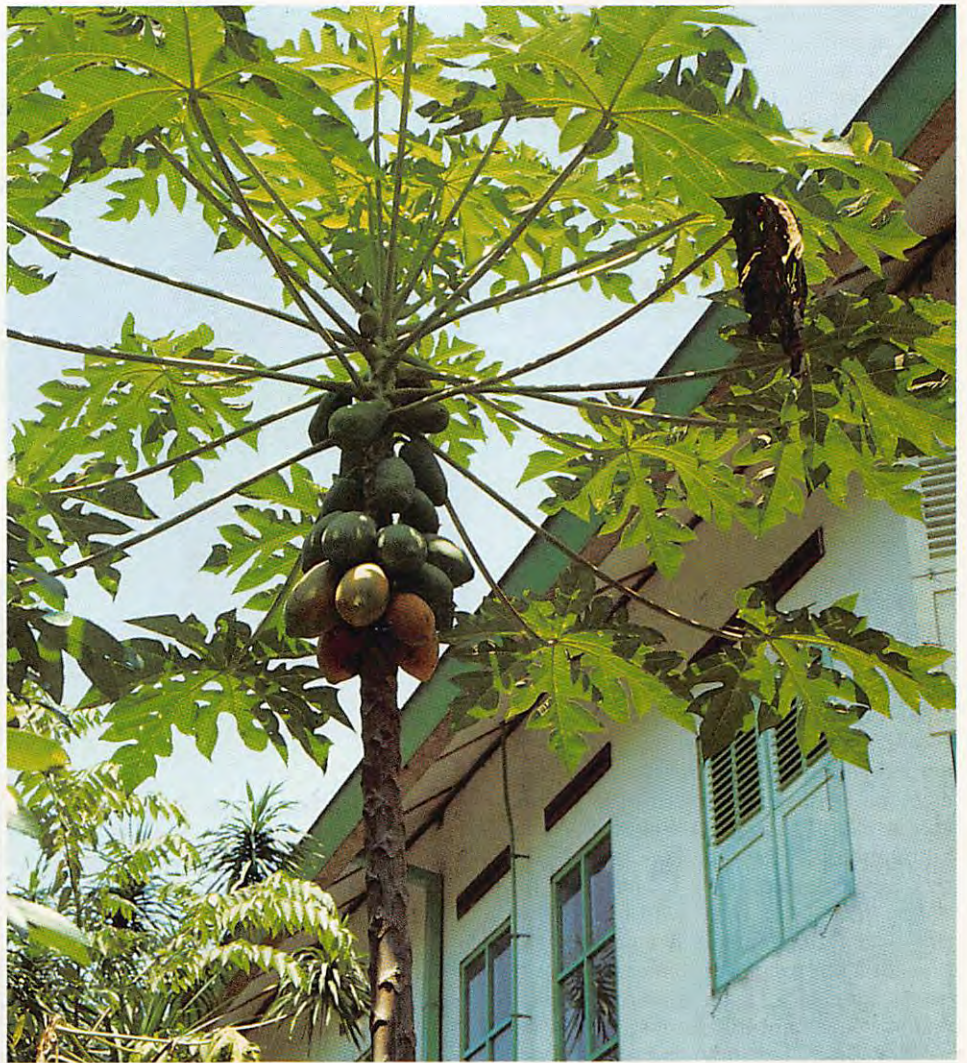
Links: P. Dehon, der Gründer der Herz-Jesu-Priester. Diese Statue von einem javanischen Künstler geschnitzt steht im Studienhaus der Herz-Jesu-Priester in Yogyakarta, Indonesien. Rechts und unten: das Studienhaus in Yogyakarta.



(Nach 1970 hat die Provinz angefangen, sich etwas weiter über Indonesien auszuweiten. Im Jahre 1978 arbeiteten 3 Priester in Jakarta, 1987 5 Priester in Jakarta und Bangka. Andererseits gibt es jetzt in Süd-Sumatra auch die ersten einheimischen Weltpriester, so daß das oben genannte Verhältnis doch ungefähr stimmt).

Also geht auch im Gebiet der Indonesischen Provinz die Zahl der Priester, und ebenfalls die der Ordensleute, relativ zurück. Glücklicherweise braucht dieser Rückgang kein Problem zu werden, denn seit langem ist es normal, daß viele Laien aktiv sind in der Kirche, und diese sogenannte „kaderisasi“ kann und muß weiterhin ausgebaut werden.

Die Indonesische Provinz erwartet, daß in der nächsten Zukunft die Provinz nicht mehr so schnell wachsen wird. Denn in den nächsten 10 Jahren wird eine beachtliche Gruppe von Missionaren über 65 Jahre alt sein und also allmählich in die Pension (oder in den Himmel) gehen.



Man kann erwarten, daß die Zahl der Scholastiker und der jungen Brüder ungefähr konstant bleibt, wie es in den letzten 15 Jahren der Fall war. Durchschnittlich kann man 2 oder 3 Neupriester pro Jahr erwarten. Also kein Rückgang, aber auch kein großer Fortschritt mehr, wie es vor allem zwischen 1973 und 1983 der Fall war.

Die Geschichte der Ausbildung einheimischer Mitglieder

Die Mitglieder der Indonesischen Provinz machen ihr Noviziat in Gisting, einem kleinen Dorf ganz im Süden der Insel Sumatra. Ihr Priesterstudium machen sie aber in Yogyakarta, einer Stadt auf der Insel Java, 600 km vom nächsten Ort entfernt, wo Herz-Jesu-Priester wohnen und arbeiten. Warum hat die Provinz die Ausbildung dort angesiedelt?

Die ersten Herz-Jesu-Priester kamen im Jahre 1924 aus Holland nach Indonesien – abgesehen von Pater Dehon selbst, der auf seiner Weltreise im Jahre 1910 kurz Indonesien besuchte, freilich ohne Ahnung, daß seine Genossenschaft einmal dort arbeiten würde.

Schon in den dreißiger Jahren gab es einige Indonesier, die in die Genossenschaft eintraten. Sie wurden nach Holland geschickt, um dort ihr Noviziat und Priestertum zu machen. Drei von ihnen sind in der Genossenschaft geblieben, aber alle drei sind früh verstorben: Einer erkrankte im Noviziat in Holland, ein zweiter kurz nach dem Noviziat; der dritte, Max Wignjosoehardjo, wurde 1939 Priester geweiht, konnte aber wegen des Krieges nicht nach Indonesien zurückkehren und fiel 1943 einem Vergiftungsunfall in Nijmegen zum Opfer.

Während des Krieges war es nicht möglich, Nachwuchs auszubilden. Die Missionare wurden von den Japanern im Lager interniert. Elf von ihnen – mehr als ein Drittel – starben auch dort. Die Pfarreien waren verwaist. Im ganzen SCJ-Gebiet gab es noch keinen einheimischen Priester. Die kleine Zahl von einheimischen Priestern in Java und Flores konnte nur einen von ihnen nach Süd-Sumatra schicken, um da und dort die Katholiken zu besuchen und Mut zu machen. Nach dem Weltkrieg gab es noch fünf Jahre Unruhe und manchmal Krieg, als die Indonesier ihre Unabhängigkeit verteidigen mußten

gegen die Holländer, die ihre Kolonie nicht aufgeben wollten. Erst nach 1950 konnte man sich wieder richtig mit dem Aufbau der Kirche befassen. Die Erfahrung des Krieges und auch das neue Bewußtsein des unabhängigen Indonesiens führte dazu, daß die Ausbildung einheimischer Priester und Ordensleute jetzt eine hohe Priorität bekam.

Im Pfarrhaus von Lahat wurde ein Noviziat eröffnet. Im Jahre 1955 legte wieder ein indonesischer Scholastiker das Ordensgelübde ab, 1956 sogar vier. Im Jahre 1957 folgte der erste indonesische Bruder.

Die weitere Ausbildung war noch ein Problem. Zuerst wurden die Scholastiker nach Yogyakarta geschickt, ins bischöfliche Seminar. Die vier Scholastiker, die 1957 ihr Gelübde abgelegt hatten, wurden für das Theologiestudium nach Rom geschickt, damit sie in einer richtigen SCJ-Kommunität leben konnten, und dazu die Welt und die Genossenschaft außerhalb Indonesiens kennenlernen konnten. Zwei von ihnen machten auch ein zweites Studium in Kirchenrecht. Der eine, A. Henrisoesanta, ist jetzt Bischof von Tanjung-Karang, der andere, P. Abdiputrarahardja, Generalvikar und Leiter des Sozialdienstes des Bistums Palembang. Aber schon bald wurde klar, daß Rom nicht der richtige Ort war für die Priesterausbildung. Vier Jahre außerhalb der Heimat war zu lange, und die Schwierigkeiten mit dem Kulturunterschied und mit den Sprachen (man dozierte damals in Rom sogar noch auf Lateinisch) waren für die Durchschnittskandidaten zu groß. Eine theologische Ausbildung in Indonesien selbst war notwendig.

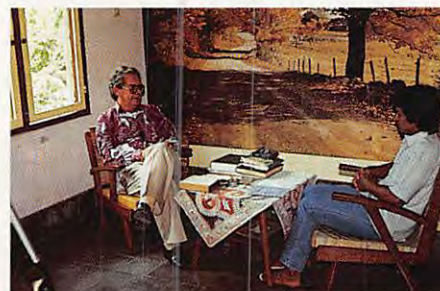
Zuerst versuchte man, eine vollständige eigene Ausbildung aufzusetzen. Dazu baute man 1958 ein Haus neben der Pfarrkirche von Gisting und begann dort ein neues Noviziat. Sodann fing man auch an, in diesem Haus ein Philosophie- und Theologiestudium einzurichten. Richtige Professoren hatte die Provinz noch nicht, also mußten die Pfarrpriester aushelfen. Das stellte sich aber als eine zu große Belastung für die Pfarrpriester heraus, und das Niveau der Ausbildung war problematisch, obwohl manche sagten, in Süd-Sumatra brauche man keine gelehrten Priester, sondern nur fromme Männer für einfache Landpfarreien.

Da man also nicht fähig war, eine eigene Ausbildung auf die Füße zu stellen, mußte man sich irgendwo anschließen. Da fast alle jungen Mitglieder Javaner waren, richtete man sich auf Java, besonders Mittel-Java, wo seit Anfang des Jahrhunderts allmählich eine richtige einheimische Kirche gewachsen war. Schon vor dem Krieg hatten die Jesuiten in diesem Gebiet ein Haus für Philosophiestudium geöffnet (1925) und die Diözese ein Prie-



sterseminar (1936). Nach dem Krieg arbeiteten die beiden Schulen in der Stadt Yogyakarta eng zusammen. Yogyakarta war eine logische Wahl, nicht nur weil es neben Semarang die größte Stadt des Gebietes war, sondern auch weil es die Schulenstadt Indonesiens war (und ist). (Der Name kommt vom indischen Sanskrit: „Karta“ = Stadt, „Yogya“ = „geziemend“. So auch der Name der Hauptstadt Indonesiens, „Jakarta“, ursprünglich „Jayakarta“ = „die siegreiche Stadt“).

Die Herz-Jesu-Priester kauften also ein Haus in Yogyakarta für ihre Fratres und für den Pater, der sie begleiten sollte. Das Studium wurde im bischöflichen Seminar gemacht. Da auch andere Genossenschaften dasselbe taten und in ganz Indonesien die Zahl der Priesterkandidaten schnell anstieg, waren die bestehenden Gebäude und Strukturen schon schnell überfordert. Man entschloß sich, ganz neu anzufangen. Am Rande der Stadt wurde ein neues bischöfliches Seminar gebaut, und im selben Komplex auch ein Schulgebäude. 1967 vereinigten sich die beiden alten Schulen zu einem neuen Institut, das „Institut Filsafat Teologi“, das ein Teil der katholischen Hochschule für Lehrerausbildung „Sanata Dharma“ wurde. In der Nähe des neuen Seminars bauten die verschiedenen Genossenschaften neue Häuser für ihre Scholastiker: Franziskaner, Redemptoristen, MSF, und auch SCY. Obwohl die Herz-Jesu-Priester bisher immer nur fünf oder höchstens zehn Fratres gehabt hatten, plante man in heiligem Optimismus ein Haus für 50 Scholastiker. Allerdings baute man zuerst nur die Hälfte. Und als tatsächlich um 1972 das Haus zu klein



Im Studienhaus der Herz-Jesu-Priester in Yogyakarta werden junge Indonesier auf das Priesteramt vorbereitet. Auf den Bildern sehen wir die Studenten beim Gebet, bei der Arbeit in der Bibliothek, bei der Aussprache mit ihrem Studienleiter.

wurde, entschloß man sich, um nicht das groß geplante Haus zu ergänzen, sondern um eine zweite Kommunität zu gründen, das sogenannte „Yogyakarta-II“ oder „Papringan“ (nach dem Namen des Stadtviertels; das erste Haus befindet sich im Dorf Kentungan). In diesem zweiten Haus wohnen die Scholastiker, die schon drei Jahre des Studiums und ein Jahr Erfahrung in der Pfarrei gemacht haben. Die Absicht war, daß in diesem Haus die direktive Weise des Ausbildens nicht mehr so notwendig sein sollte, und daß man eher wie „erwachsene“ Ordensleute zusammenleben sollte, einem Pfarrhaus ähnlich.



So hatte man eine befriedigende Lösung gefunden für das Studium. Nur das Noviziat war noch eine Frage. Zuerst versuchte man, ein sogenanntes integriertes Noviziat durchzuführen. Das Noviziat sollte nicht ein abgesondertes geistliches Jahr sein, denn das wäre eher für kontemplative Mönche als für aktive Ordensleute geeignet; dazu sei ein Jahr viel zu kurz, um die neuen Mitglieder richtig zu bilden. Daher versuchte man die geistliche Formation während der ganzen sechs Jahre des Priesterstudiums in Yogyakarta zu geben. Die Durchführung dieses Vorhabens war aber schwierig. Daher beschloß das Kapitel (Provinzversammlung) von 1978, das Noviziat alten Stils wiederherzustellen. Als Ort wurde Gisting gewählt, wo immer noch das Gebäude des früheren Seminars stand; es hatte die richtige Größe für ein Noviziat mit 10-15 Novizen.

Seit etwa 1975 hat die Provinz ständig ungefähr 10-14 Novizen pro Jahr, und das Scholastikat in Yogya hat etwa 35-45 Fratres und einige junge Brüder. Schon oft hat man gedacht, das Scholastikat werde wieder zu klein, aber bisher bleibt die Zahl ziemlich konstant. Nur hat man 1986 eine neue Kapelle hinzugebaut, denn bis dahin hatte man den Speisesaal als Kapelle verwendet, und das war nicht gerade ideal.

Wie wird man Ordensmann und Priester in der Indonesischen Provinz?

VORBEREITUNG

Bevor man in das Noviziat eintreten kann, muß man die Mittelschule gemacht haben. Die Mittelschule besteht in Indonesien aus zwei Teilen, beide dreijährig. Wenn einer den ersten Teil gemacht hat, und er denkt darüber, Priester zu werden, so meldet er sich in einem Kleinseminar an. Früher kamen fast alle Neupriester vom Kleinseminar. In den letzten zehn

Jahren wächst die Zahl derer, die zu Hause die ganze Mittelschule gemacht haben (und manchmal auch schon ein weiteres Studium), und sich dann entscheiden, Priester oder Bruder zu werden.

Dann muß man ein Zusatzjahr machen in einem Kleinseminar, also ein Jahr extra nach der Mittelschule. In diesem Jahr wird vor allem Religion studiert (Bibel, Religionslehre, Liturgie, dazu auch ein wenig pastorale Tätigkeit in einer Pfarrei, usw.), denn das Normalprogramm der Mittelschule läßt nicht genügend Zeit für religiöse Bildung, besonders wenn man betrachtet, daß viele Kandidaten nicht in der katholischen Tradition aufgewachsen sind. In diesem Zusatzjahr wird auch erklärt, was eine Berufung ist, was Priester- und Ordensleben ist, und die Kandidaten werden begleitet, damit sie eine verantwortete Wahl treffen können: in das Noviziat irgendeiner Genossenschaft eintreten, Diözesanpriester werden, oder beschließen, daß Gott sie nicht zum Priester- oder Ordensleben berufen hat.

Die Indonesische Provinz hat kein eigenes Kleinseminar. Tatsächlich sind Kleinseminare, die exklusiv Kandidaten für eine bestimmte Genossenschaft ausbilden, in Indonesien unbekannt. Die Kleinseminare sind eher regional orientiert: Sie nehmen die Priesterkandidaten ihres Gebietes an, auch wenn die Schüler nachher etwa zu den Franziskanern in einem anderen Teil Indonesiens zu gehen beabsichtigen.

Für Süd-Sumatra, wo fast alle Herz-Jesu-Priester arbeiten, gibt es ein Diözesanes Kleinseminar in Palembang. Es wird von den Herz-Jesu-Priestern geleitet. Die meisten der SCJ-Kandidaten kommen von diesem Seminar, aber nicht wenige kommen auch von einem Kleinseminar auf Java, besonders Bogor und Mertoyudan (Semarang). Denn viele Katholiken in Süd-Sumatra stammen ursprünglich von Java und haben dort noch Verwandte. Daher wählen Priesterkandidaten von Java manchmal, in der javanischen „Transmigration“ auf Sumatra arbeiten zu gehen, wo die Not an Priestern und Entwicklungshilfe größer ist als auf der Insel Java. So können sie dann zu den Herz-Jesu-Priestern hinfinden.

Vor allem das Zusatzjahr im Kleinseminar bildet eine direkte Vorbereitung für den Eintritt in eine Genossenschaft oder ein Priesterseminar. In diesem Jahr findet auch eine erste Selektion der Kandidaten statt. In der Indonesischen Provinz ersetzt es praktisch das Postulat. Zwar besteht ein offizielles Postulat, aber das sind in Wirklichkeit nur ein paar Vorbereitungswochen, um sich an das Leben im Noviziat zu gewöhnen. Die Ausbildung, die im

Kirchenrecht im Postulat geplant ist, hat in Indonesien ihren Platz im Zusatzjahr. Daher ist dieses Jahr auch nicht nur für Priesterkandidaten obligatorisch, sondern auch für Bruderkandidaten. Nur für „späte Berufungen“, z.B. für einen, der schon jahrelang Lehrer gewesen ist, wird dieses Jahr manchmal nicht gefordert.

NOVIZIAT

Das Noviziat ist seit jeher die Eingangstür zum Ordensleben. Etwas Besonderes in Indonesien ist, daß auch diejenigen, die Weltpriester werden wollen, ein Noviziat machen müssen. Es heißt zwar nicht „Noviziat“, sondern „Geistliches Jahr“, ist aber inhaltlich dasselbe. Vor etwa 15 Jahren fingen einige Bischöfe an, sich Sorgen zu machen über die religiöse Tiefe ihrer Diözesanpriester und Seminaristen. Zuerst versuchte man, während des Priesterstudiums mehr Zeit zu nehmen für Einkehrtage, für Einleitung in die Kunst der Betrachtung. Aber das war offensichtlich nicht genug. Also fordern jetzt fast alle Bischöfe, daß ihre Kandidaten ein „geistliches Jahr“ machen.

Das Noviziat oder „Geistliche Jahr“ paßt gut in der Indonesischen Tradition. Daß man sich zurückzieht aus dem Wirbel des Alltagslebens, um als Einsiedler zu leben oder um einige Jahre lang einem religiösen Lehrer zu folgen, ist schon aus der alten Tradition bekannt, unter anderem wegen des Einflusses des Hinduismus und Buddhismus, wo Einsiedler und Mönche bekannt und geschätzt sind. Daher sind die Kandidaten mit vollem Herzen bereit, ein Jahr dem Gebet, der Ascese usw. zu widmen. Die Gefahr ist eher, daß die Novizen sich allzusehr „außerhalb der Welt“ fühlen: Nicht selten haben sie nachher Schwierigkeiten, ihre „monastische“ Idee des geistlichen Lebens mit dem Studium oder der pastoralen Tätigkeit zu vereinen.

Das Noviziat (oder „Geistliche Jahr“) ist auf die verschiedenen Genossenschaften oder auf das Ideal des Diözesanpriesters abgestimmt. Das Noviziat der Herz-Jesu-Priester verbindet die allgemeine Ausbildung zum geistlichen Leben und zum Ordensleben mit der Eigenheit der Genossenschaft: Studium des Stifters und der Konstitutionen, Reflektion, wie man die Ideale der Genossenschaft im eigenen Leben und in unseren Gemeinschaften in Indonesien verwirklichen soll, usw. Das Noviziat wird in Gisting gemacht, einem abgelegenen Bergdorf im Süden Sumatras. Die Novizen sind einem Novizenmeister und seinem Helfer (Socius) anvertraut. Im Haus nebenan wohnt der Ortspfarrer, auch ein Herz-Jesu-Priester. Es ist also nicht schwierig, manchmal auch mit bestimmten Aktivitäten der Pfarrei mitzumachen.

(Fortsetzung folgt)

Ein letztes Beispiel noch, das Zeugnis gibt von der Menschlichkeit der Schwarzen, aber auch davon, daß es nicht immer leicht ist, über Menschen verschiedener Kulturen gerecht zu urteilen. – Im Waisenheim war ein kleines Mädchen, das ein schweres Geschwür an den Füßen hatte und seit sechs Monaten nicht mehr gehen konnte. Es vertrieb sich die Zeit damit, aus Ton- oder Porzellanerde kleine Gegenstände herzustellen. Eines Morgens bat es P. Grison um etwas Salz. Er gab es ihm sofort, denn er war der Überzeugung, daß die Schwarzen weniger anfällig wären für Geschwüre, wenn sie mehr Salz gebrauchen würden. Als er später am Tag nach Hause zurückkehrte, fand er auf seinem Tisch eine Tasse aus Porzellanerde. Das kleine Mädchen hatte das Salz bezahlen wollen. Und P. Grison schlußfolgert: „Das war nett, um so mehr, da die Schwarzen im gewöhnlichen nicht dankbar sind.“⁶⁹

Das letzte stimmt nicht. Denn der Schwarze dankt nicht mit Worten, sondern mit Taten. Das Danken mit Worten hat er von den Arabern und von uns gelernt. Als P. Grison obige Worte niederschrieb, waren beide noch nicht lange genug im Lande, als daß dieser Gebrauch den Schwarzen geläufig gewesen wäre. – Dann gibt es für den Schwarzen – wie auch für uns – Dinge, die so natürlich und selbstverständlich sind, daß dafür kein Dank geschuldet ist. Weil er wegen seiner Armut und Mittellosigkeit viel mehr auf seinen Mitmenschen angewiesen ist als wir, ist der Fächer dieser selbstverständlichen Hilfeleistungen viel breiter als bei uns. Wer das nicht begriffen hat, wird ihm Undankbarkeit vorwerfen aus unserer Sicht, aber zu Unrecht aus seiner Sicht, denn aus seiner Situation heraus ist er nicht zu Dank verpflichtet, und wer ihm diesen Dienst verweigert, macht sich ihm gegenüber schuldig an Mangel an elementärer Mitmenschlichkeit.

Letztlich: in den allermeisten Fällen, wo der Schwarze sich dem Weißen zu Dank verpflichtet fühlt, ist er nicht imstande, seiner Verpflichtung nachzukommen wegen seiner Armut. Denn eine Wohltat verlangt, daß sie mit einer gleichwertigen und womöglich größeren Wohltat vergolten wird. Womit aber soll der Schwarze eine Wohltat des Weißen vergelten? Er hat einfach die Mittel nicht dazu. Sein berechtigter Stolz aber verbietet ihm, dies seinem Wohltäter einzugestehen. Man muß schon wirklich auf sehr gutem Fuß mit ihm stehen, um von ihm zu hören: „Baba, niko tu na ndizi na muhogo!“ – „Vater, ich habe nur Bananen und Maniok.“ Ich für meinen Teil höre das viel lieber als „Tausendmal Danke schön“: der erste ist wirklich dankbar und gesteht sein Unvermögen ein, seiner Pflicht nachzukommen. Beim Zweiten weiß man nicht,

wie es gemeint ist, ob Schein oder Wahrheit. Und man soll beileibe nicht den Schwarzen verurteilen, der ohne ein Wort des Dankes fortgeht. Das ist zugleich Dankbarkeit und Eingeständnis seines Unvermögens, seine Dankspflicht zu erfüllen, ein sehr peinliches und schmerzliches Gefühl. Bitte, diesen Schwarzen nicht noch beleidigen, indem man von ihm ein „Danke schön“ verlangt, ehe man ihn gehen läßt.

In den Augen des Mädchens war seine Tasse eine angemessene Belohnung für den Löffel Salz, den es erhalten hatte: P. Grison hatte nur den Löffel in den Salzsack gesteckt das Mädchen aber hatte stundenlang an der Porzellanerde herumgeknetet und die Tasse fein säuberlich gebacken. – Wo das Salz herkam, spielte dabei keine Rolle. Auch seine Porzellanerde mußte ja geholt werden.

nen dazu, die bösen Geister zu vertreiben, andere, um sie freundlich und günstig zu stimmen, andere sind dazu bestimmt, den Toten zu essen zu geben. Wieder andere haben als Zweck, von der Gottheit Jungen oder Mädchen zu erbitten, je nachdem. Andere sollen Schutz bieten gegen schädliche Tiere, wilde Katzen, usw. . . .⁷⁰

Langsam dämmerte auch ein Erkennen, daß es sich bei dem Verhalten der Schwarzen um mehr handelte als um das Befriedigen der Begierden des Augenblickes. „Sie stehlen alle, sagt man, und ich sage es auch; aber ist Stehlen bei ihnen so verwerflich als bei den zivilisierten Völkern?“ fragt P. Tillmann.⁷¹ Und etwas später lesen wir in einem Brief von P. Görke: „ . . . Übrigens, wer vor uns hat ihnen je gesagt, daß stehlen, lügen, töten, usw. schlecht ist? Im Gegenteil, in vielen



K

**GESCHICHTE
DER
KONGOMISSION**

von P. Jacques Steffen SCJ

II. LAND UND LEUTE

Wie aus den oben angeführten Worten von P. Grison über die „religiösen Vorstellungen der Bakumu“ hervorgeht, hatten unsere Missionare auch bald herausgefunden, daß die Schwarzen im Gegensatz zu den allgemein gültigen Überzeugungen ein tief religiöses Volk sind. „Welch ein sonderbares Volk sind doch diese Neger!“ schreibt P. Keyser aus Schengen in dem ersten von den zwei Briefen, die uns von ihm erhalten geblieben sind. „Sie sind tief religiös auf ihre Weise. In ihren heidnischen Dörfern haben sie zahlreiche geweihte Stätten, aber diese geweihten Stätten sind keine großen Tempel. Es sind kleine, ganz niedrige Hütten, ungefähr so groß wie eine Hundehütte. Sie sind 50 bis 80 Zentimeter hoch. Man geht nicht hinein, aber man verehrt sie. Die einen die-

Stämmen werden solche Taten als Heldentaten beschaut und man ist kein Mann, solange man nicht jemanden getötet hat.“⁷² Sicher: so wie es da steht und niedergeschrieben wurde, stimmt es nicht, oder nur zum Teil; aber es war doch schon ein großer Fortschritt, daß sie sich Fragen stellten und irgend eine Ordnung vermuteten hinter dem Verhalten der Schwarzen, eine Ordnung, die ihr Handeln bestimmte, wie auch das Handeln der „zivilisierten Völker“ durch eine Ordnung bestimmt wird. Ein Vermuten, das, wenn konsequent weitergeführt, schließlich zur Bejahung der eigenen Kultur der schwarzen Völker führen wird. Aber bis dahin wird es noch ein weiter und langer Weg sein mit vielen und qualvollen Hindernissen, nicht nur für die

Schwarzen, sondern auch für die weißen Pioniere, wie P. Placied Tempels OFM, der wegen seines Buches „Bantoe-Philosophie“ (erschienen 1945) scharf angegriffen wurde und sich vor den höchsten kirchlichen Instanzen verantworten mußte.⁷³

Inzwischen aber stellten unsere Missionare fest, daß trotz dieser Religiosität und dieser „Ordnung“, wahrscheinlicher jedoch eben derentwegen, ihre Missionsarbeit vielerorts auf starken Widerstand stieß. P. Grison machte diese Erfahrung schon auf der ersten Reise, die er in den Urwald unternahm, am 15. September 1898. Ein Weißer, der in La Romée, etwa 50 km stromabwärts wohnte, war an Schwarzwasserfieber erkrankt und rief ihn und Dr. Belise zu Hilfe. Beim Wechseln der Ruderer in einem Dorf gehen sie an Land, um sich das Dorf anzuschauen. Der Häuptling schenkt ihnen Eier. In der Menge, die sich um sie drängt, fällt P. Grison ein Junge auf, der ihn nicht aus den Augen verliert. Er sagt zu ihm: „Willst du mit mir kommen? Ich habe viele Kinder wie du in meinem Haus. Ich werde dich gut ausbilden und dich wieder nach hier zurückbringen.“ Darauf der Häuptling, ohne dem Jungen Zeit zum Antworten zu lassen: „Nein, ihr andern, ihr könnt nicht rudern, ich werde ihn besser ausbilden als du!“⁷⁴

Mit der Zeit, als sie ihre Missionsarbeit auf weite Gebiete ausgedehnt hatten, von Stanleyville bis Avakubi im Nordosten und bis Basoko im Westen, machten sie die Erfahrung, daß „die jungen Leute, die im Dienst des Staates waren oder noch sind, als Arbeiter oder Soldaten, sich zahlreicher bei uns einfinden und voll guten Willens sind; die Einheimischen im Gegenteil, sich selbst überlassen in ihren Dörfern, sind dem Evangelium mehr oder weniger unzugänglich.“⁷⁵

Diese größere Bereitschaft fürs Evangelium der Angestellten des Staates und der Weißen im allgemeinen, ist eine Nebenerscheinung der Bemühungen der eingessessenen Bevölkerung, einen Modus vivendi zu finden mit der Besatzungsmacht, um von ihren Reichtümern zu profitieren, und doch das eigene Volkstum

so weit wie möglich ungeschunden zu bewahren. Spuren davon findet man noch heute im Sprachgebrauch zurück. – Wie oft kommt es vor, daß man auf die Frage: „unatumika kazi gani?“ – was arbeitest du?, als Antwort erhält: „situmike kazi“ oder einfach: „situmike – ich arbeite nicht.“ Das will aber nicht heißen, daß er den ganzen Tag nichts tut. Nach näherer Bekanntschaft wird man feststellen, daß er große Felder angelegt hat, von deren Ertrag er lebt. Wenn man ihn dann auf die – vermeintliche – Ungereimtheit seiner Worte mit seinem Handeln aufmerksam macht, erhält man als Antwort: „Natumika, ndio, lakini sipati falanga – schon gut, ich arbeite, aber ich erhalte kein Geld!“ Dann beginnt man zu begreifen, daß das Wort „kazi“, – Arbeit – eigentlich mit „Lohnarbeit“ übersetzt werden muß, und „kutumika kazi“, mit „Lohndienst verrichten“. Tatsächlich erzählen die Alten, daß vor langer Zeit die Sippe oder Großfamilie verschiedene ihrer Mitglieder – natürlich nicht die dümmsten – in den Dienst der Weißen schickte, um in den Besitz von Geld zu kommen, mit dem sie sich die begehrten Gegenstände verschaffen konnten, die in den Faktoreien zum Kauf angeboten wurden. Die Sippe versorgte ihre ausgesandten Mitglieder mit Lebensmitteln, diese hinwiederum standen den größten Teil ihres Lohnes ab an die Sippe oder Großfamilie. – Aufteilung der Arbeit!

Die „ausgeliehenen“ Diener versuchten natürlich alles, um bei ihren Herren in ein gutes Licht zu kommen, und dazu gehörte auch ein gutes Verhältnis zur Mission, da, wo sie gegenwärtig war. Dort wurde nämlich Ehrlichkeit und gutes Benehmen groß geschrieben, was den Arbeitgebern nur gefallen konnte.

Man soll deshalb aber nicht die Aufrichtigkeit all dieser Bekehrungen in Zweifel ziehen. Sicher, es hat Scheinbekehrungen gegeben, wieviele, das weiß nur Gott. Aber Gott ist auch der einzige, der auf krummen Linien gerade schreiben kann, und er tut es auch. – Ebenso, wie er die gute Saat aus den Schwächen und Irrtümern der Missionare hat aufgehen lassen, so ließ er sie auch aufkeimen aus den unvollkommenen und interessierten Motiven der Schwarzen.

Um nun auf unsere Missionare zurückzukommen: Pater Wulfers erklärt die Bereitwilligkeit der schwarzen Angestellten für den Religionsunterricht folgendermaßen: „Man weiß, daß in diesen Gegenden normalerweise die besten unter den Eingeborenen und jene, die dem Missionar und der Religion, die er lehrt, das größere Wohlwollen entgegenbringen, in die Nähe der Weißen wohnen gehen oder in ihren Dienst treten.“⁷⁶ Pater Grison hingegen dachte, daß der Eingeborene in seinem Buschdorf „sich treiben läßt von seinen Launen und seinen Leidenschaften inmitten seiner lächerlichen, aber Jahrhunderte alten, abergläubischen Überzeugungen, einer beinahe absoluten Faulheit fröhnt, und die Arbeit haßt mit einem Haß, von dem man sich in Europa keine Vorstellung machen kann.“⁷⁷

Diese beiden Ansichten sind nur scheinbar gegensätzlich: in Wirklichkeit vervollständigen sie sich. – So geschah es, daß die alten Vorurteile vom „wilden Schwarzen“ wegen der Leichtigkeit, mit der sich mit ihnen alle Schwierigkeiten der Missionsarbeit dem Schein nach – aber Schein trügt – erklären ließen, weiter am Leben blieben gegen besseres Wissen in, und immer wieder den Kopf aufsteckten, wenn mal wieder etwas nicht nach Wunsch verlief. Nicht nur zu Beginn der Missionsarbeit, wie etwa bei P. Görke, der nach zwei Jahren in der Mission von einem Stamme sagte, „sie hätten Charakter, insofern man von dem Schwarzen sagen kann, daß er Charakter hat“⁷⁸ (unterstrichen von mir); sondern sogar noch nach vierzig Jahren aufopferungsvoller Missionsarbeit, wenn Bischof Grison im Jahre 1937 sich erinnert, daß die Eltern seiner Waisenkinder, die gegen ihn aufgemuckt hatten, sich noch „auf der untersten Stufe der Menschlichkeit befunden hätten.“⁷⁹ (unterstrichen von mir).

Das soll uns eine Lehre sein, uns zu großer Demut anspornen, uns dazu veranlassen, uns selbst und unsere Ansichten immer wieder aufs neue kritisch unter die Lupe zu nehmen, wohlwollend auf den andern zu hören und ihm nicht in sturer, rechthaberischer Konfrontation entgegenzutreten, sondern in offenem, aufgeschlossenem und ehrlichem Dialog.

⁶⁹ Grison: Brief an seine Eltern vom 12. Juli 1900. Generalarchiv SCJ, Rom.

⁷⁰ Keyser: Brief an P. Dehon vom 16. September 1901, „Le Sacré-Coeur“, Janvier 1902, S. 2.

⁷¹ Tillmann: Rapport sur la Mission des Falls, „Le Messenger“, Avril 1901, S. 762.

⁷² Görke: Brief aus Basoko vom 15. Februar 1902, „Le Sacré-Coeur“, Mai 1902, S. 6.

⁷³ cfr. François Bontinck: Aux Origines de la Philosophie Bantoue. La correspondance Tempels-Hulstaert (1944-1948); Ed. Faculté de Théologie Catholique, Kinshasa, 1985.

⁷⁴ Grison: Brief an Paul Roblot vom 15. September 1898. Generalarchiv SCJ, Rom.

⁷⁵ Grison: Bericht an das Werk der Glaubensverbreitung. „Le Sacré-Coeur“, Juillet 1904, S. 5.

⁷⁶ Wulfers: Brief aus Avakubi vom 28.5.1904. „Le Sacré-Coeur“, Janvier 1905, S. 4.

⁷⁷ Grison: Bericht an das Werk der Glaubensverbreitung. „Le Sacré-Coeur“, Septembre 1904, S. 8.

⁷⁸ Görke: Brief an P. Dehon vom 20. August 1902. „Le Sacré-Coeur“, Janvier 1903, S. 8.

⁷⁹ Grison: Histoire du Vicariat Apostolique des Stanley-Falls, „Le Règne“, 1938, S. 184.

Exerzitien und Besinnungstage

Hier einige Termine aus dem „Haus der Stille“ in Fünfbrunnen:

8. - 10. Juni 1990

Besinnungswochenende
Leitung: P. Nico Jans SCJ

9. Juli 1990

Pastoral-spiritueller Tag für Priester
Leitung: Prof. Dr. Paul M. Zulehner, Wien

23. - 27. Juli 1990

Retraite pour prêtres
Prédicateur: P. Herman Nijst SCJ

Weitere Informationen und Anmeldungen:

P. Nico Jans SCJ

Haus der Stille

Herz-Jesu-Priester

Fünfbrunnen

L-9902 Troisvierges

Telefon: 9 80 03

Montagne et prière Camp international

Les Prêtres du Sacré-Coeur organisent un Camp international pour des jeunes gens allemands, belges, français, italiens, luxembourgeois, polonais, . . .

Ce camp aura lieu du 30 juillet au 5 août 1990 dans le Chalet «Le reposoir» à Balmette, Haute-Savoie, F-74300 Cluses (France).

Nous prendrons l'Évangile dans nos mains et dans nos coeurs, car auprès de Jésus le Christ nous trouverons l'inspiration et le courage de créer le monde à la ressemblance de Dieu.

Pour toute information, adresse-toi au
P. Jean-Jacques Flammang, Clairefontaine,
L-8465 Eischen
Tél. 0032 63 22 02 81

en retournant avant le 20 juin le bulletin d'inscription:

Nom: _____

Prénom: _____

Age: _____

Adresse: _____

Tél.: _____

Wir gedenken unserer Verstorbenen

Beidweiler: Sauber Robert

Boxhorn: Treinen-Thilgen Irma

Dahlem: Mlle Hansen Beby

Fingig: Bertemes Jean

Flaxweiler: Schroeder Albert

Lamadelaide: Anton-Stull Marguerite

Luxembourg: Elvinger-Stensel Claudine

Klein-Feltgen Thérèse

Wagner-Keipes Hubert

Mersch: Lanners-Roger Thérèse

Niederfeulen: Biver-Mockel Albert

Waldorf: Mailliet Emile

Wecker: Mme Eifler-Clemens Antoine

Die Liste wurde am 30. April abgeschlossen. Wir können nur die Namen der Verstorbenen in die Gedenktafel aufnehmen, die uns von den Angehörigen mitgeteilt werden.

Herzlichen Dank!

Die Meßdiener von Bieles-Metzerlach haben bei ihrem Sternsingen 13000 Franken gesammelt. Dieses Geld haben sie unseren Missionaren zukommen lassen. Das Geld wird gut in Zaïre ankommen. Den Bieles-Metzerlacher Meßdienern im Namen unserer Zaïre-Missionare herzlichen Dank!

In einer Sammelaktion haben die Bartringer Schulkinder über 30000 Briefmarken gesammelt. Der Erlös vom Verkauf der Briefmarken ist unserm Projekt der Ausbildung der Laien in Chile zugute gekommen. Herzlichen Dank an die eifrigen Sammler in Bartringen!

Projekte

P. Aloisio Oppermann SCJ, zur Zeit Bischof in Campanha (Brasilien), muß sein neues Bistum organisieren. Besonderen Wert legt er dabei auf die Ausbildung der Laien. In einem Brief an das Missionssekretariat der Herz-Jesu-Priester beschreibt Mgr. Oppermann sein Installationsprojekt für das „Centro Diocesano de Pastoral“. Er braucht vor allem Schreibmaschinen und eine Kopierpresse („xerox“). Spenden für Mgr. Oppermann werden durch unser Missionssekretariat nach Brasilien weitergeleitet. Herzlichen Dank!

Erlösung vom Stiergott

Kösel Verlag
von Georg Baudler

In seinem Buch „Erlösung vom Stiergott“ befaßt sich Georg Baudler mit den Mythen und Religionen. In der „Voraussetzung“ gibt er sein Ziel an: „das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen zu überdenken und neu zu klären“. Sein Weg „liegt in einer dialogisch-geschichtlichen Betrachtungsweise der religiösen Phänomene“. Dabei geht es ihm nicht darum, sich überheblich den Mythen und Religionen gegenüber zu verhalten, sondern aus der eigenen religiösen Tradition heraus, Struktur und Orientierung für einen fruchtbaren Dialog aufzudecken. So führt der Autor sein Gespräch in zwei Stufen; zuerst interpretiert er die Gotteserfahrung als die Erfahrung des Überwältigenden und Ungeheuerlichen, dann zeigt er auf, worin die sich in Jesus ereignende Offenbarung Gottes besteht: Jesus Christus macht in sich und seinem Schicksal Gott als das Beziehungsgegenüber zwischen Sohn, Vater und dem beide verbindenden heilenden Lebensatem (Heiliger Geist) erfahrbar.

Im interreligiösen Dialog ist für Baudler die symbolische Sprache von unendlicher Wichtigkeit. Natürliche Phänomene sind mehr als das, was das bloße Auge sieht. Für ihn hat ein Symbol zwei Hälften: die eine ist empirisch-gegenständlich gegeben, die andere transempirisch. Das Erdbeben z. B. ist Bewegung der Erdoberfläche, aber auch der „göttliche“ jeglicher menschlichen Verfügungsgewalt entzogene Unterweltstier, der mit seinen Hörnern die Erde aufwirft und die Menschen zertrampelt (Kreta). Für den interreligiösen Dialog ist es von erheblicher Wichtigkeit, daß eine Symbolsprache gesprochen wird, ohne die der Christ nicht zum Ausdruck bringen kann, daß er die symbolische Welt der anderen Glaubensüberzeugungen respektiert und schätzt.

Weiter stellt der Autor die Frage, ob „das Christentum von seiner Eigenart, von seinem Fundament her überhaupt dazu fähig sei, sich in einer symbolischen Sprache zu artikulieren“. Er beantwortet diese Frage positiv, in dem er den Menschen Jesus mit anderen göttlichen Symbolen, wie dem Berg, dem Stier, der Mutterfigur, mit Zeus und dem „göttlichen Cäsar“ Augustus vergleicht.

Spenden

Für Priesterberufe

Machtum: 600, Steinfort: 5000 - 5000, Scheidgen: 650, Redange: 2000, Ettelbruck: 5000, Luxembourg: 4200 - 1000, Vichten: 650, Mersch: 2500

Taufgaben

Nagem: Meßdiener (Mike - Nancy - Mike - Anne - Annette - Christine - Raoul - Luc - Nancy - Brigitte) 1000

Für die Missionen

Medernach: 600, Bèrelange: 650, Merscheid: 950, Emerange: 1100, Soleuvre: 600, Colmar/Berg: 300 - 300, Redange: 3000 - 10000 - 5000, Belvaux: 50000, Bissen: 500, Mersch: 5000, Mondorf: 50000 - 50000, Luxembourg: 1000, Goebange: 1600, Clervaux: 10000, Mertzig: 500, Senningen: 1000, Schifflange: 1000, Wasserbillig: 4000

Brot für die Missionare

Linger: 500, Reisdorf: 21500, Diekirch: 2000, Wolwelage: 3000, Vianden: 2000

Er zeigt auf, daß der Berg für uns das naheliegendste Gottessymbol ist. Auch im Alten Testament tritt dieses Symbol auf: Gottesberg Sinai – Horeb mit seinen Theophanien. In den Steinzeithöhlen ist es das Bild des Stieres, das zum Gottessymbol wird, und durch Jagen, Töten und Essen suchte der Mensch sich diese Allgewalt anzueignen und mit ihr zu „kommunizieren“. Neben diesem Symbol findet sich die Darstellung der Frau und Mutter. Die Fülle und Wärme und Fruchtbarkeit suchte sich der Mensch in seiner Selbstwertung anzueignen und zum verfügbaren Besitz zu machen. Der Autor zeigt auf, daß bei den wandernden Hirtenstämmen der Mann zum Gottessymbol wird z. B. Zeus. Die Reaktion des Menschen darauf ist einerseits die Unterwerfung und andererseits das blutige Opfer, durch das er selbst Tötungsmacht ausübt und sich so auf eine Ebene mit der Gottesmacht stellt, ihr zum Gegenüber wird. Dies kommt dann besonders zum Ausdruck, wenn die herrscherliche Gottesmacht konkret als Gott-König und Gott-Kaiser auftritt z. B. in der Gestalt des römischen Kaisers. In ihm ist der Mensch selbst geworden „wie Gott“ (Gen 3,5).

Diesen Gottessymbolen stellt der Autor nun die Person Jesu entgegen, in der sich ein neues Gottessymbol herauschält. Ein Mensch ist gerade dadurch zum adäquaten und unüberholbaren Symbol Gottes geworden, daß er nicht „sein wollte wie Gott“, sondern in seiner Kreatürlichkeit, seinem Ausgeliefertsein blieb und als solcher vom „Ich-bin-da-Gott“ als einem unendlich liebenden Vater angenommen und in jenes göttliche Leben einbezogen wurde, in dem sein Ort von Ewigkeit her war.

Und so ist es nicht der Wille Jahwes, sondern der Wille und das Werk des römischen Gottkaisers, daß dieses menschliche Existential des Ausgeliefertseins sich in Jesu Geschick als Gekreuzigtsein manifestierte. So ist dem Christen in Jesus ein sehr eigenartiges Gottessymbol geschenkt.

In der „Hinführung“ zeigt der Autor, wie der Mensch Gott als „Stiergewalt“ erfährt. Ausgehend von den Höhlenmalereien der Altsteinzeit beschreibt er, wie der nichtseßhafte Sammler und Jäger das Göttliche zuerst als eine Bedrohung erfährt, die es zu bekämpfen gilt. Für ihn besteht auch die Ursünde darin, daß der Mensch vom

Sammler und Aasesser zum Jäger wird. Durch die Tötung des Wildstieres eignet er sich eine Macht an, die ihm nicht zusteht. Er will „Gott gleich sein“ in dem er die Gewalt der Natur durch Gegengewalt bezwingen will. Dadurch, daß er den Wildstier tötet, schreckt ihn auch nichts mehr davon ab, einen anderen Menschen zu töten. Die Sünde nach der Bibel besteht für den Autor darin, daß der Mensch „die Überschreitung der Grenzen des Menschseins, das gewaltsame, usurpatorische Ausgreifen nach göttlicher Macht und Unterscheidungskraft“ verübt. Dieses sieht er im Brudermord von Kain an Abel dargestellt.

Auch sieht er im Gott der Väter (El, El-Schaddai usw.) diesen Schreckensgott und zitiert das Beispiel vom Kampf Jakobs, in dem der Name Jakob in Isra-El (Gottes-Streiter-Kämpfer) geändert wird. Dem entgegen stellt er die Gotteserfahrung der Mosesippe in Ägypten. Sie erfährt Gott nicht als die „Tötungsmacht“, sondern als den „Ich bin (für euch) da“ (Jahwe), als Gott, der sich dem Menschen zuwendet und ihn rettet. Allerdings bleibt auch Jahwe nach Baudler im Alten Testament für die anderen Völker der Schreckensgott und die Tötungsmacht (die Vernichtung der Ägypter am Schilfmeer).

Erst in Jesus ist diese Schreckensmacht aufgehoben, weil er den „Ich bin (für euch) da-Gott“ als Abba (Papa – Mama) erfährt bei seiner Taufe im Jordan, wo „der Taubenatem des mütterlichen Ich-bin-da-Gottes in ihn einzieht“. Sein ganzes öffentliches Leben ist von dieser Gotteserfahrung geprägt. Er verkündet diesen Abba (Papa – Mama), „der niemals sein Kind verstoßen und zu dem sich das Kind in jeder Situation und Not zurückbergen kann“.

Auch sieht er im Kreuzestod Jesu nicht ein Opfer – sonst wäre dieser Gott nicht mehr Abba – sondern eine konsequente Haltung Jesu der Staatsgewalt gegenüber, die die Ausführung der usurpierten Tötungsgewalt ist. In seinem letzten Schrei am Kreuz sieht Baudler eine Parallele zu dem Schrei der Mosesippe in Ägypten, der von Jahwe gehört wird. Auch wird Jesus, wie die Moseschar von Jahwe, der zum Abba wird, aus dem Tod errettet. „In Jesus kam so an sein Ziel, was mit der Befreiung der geschundenen Mose-Sippe aus dem Sklavenhaus Ägypten begonnen hatte: Ein vor Mil-

tionen von Jahren, am Ursprung der Menschheit durch gewaltsames Töten aufgerichtetes Gottesbild war wie ein Nebel zerronnen; Gott als Stier und Drache, als lodernder Feuerschein und dunkle Gewitterwolke, hatte sich aufgelöst in dem lichten Himmel, der sich über Jesu Jordantaufer geöffnet hatte.“

In der „Durchführung“ beschreibt Baudler „die christliche Trinitätserfahrung im Kontext der Mythen, Märchen und Religionen. Er beschreitet nicht den traditionellen Weg von Vater, Sohn und Heiligem Geist, sondern er setzt an bei der Erfahrung des Sohnes, der von einem Wind und Atem erfaßt ist, der ihn rufen läßt: Abba. In der Begegnung mit dem Sohn Jesus erschließt sich den Menschen der göttlich-heilende Lebensatem und der Vater.

Dann vergleicht der Autor das Gottessymbol Kind-Jesu mit anderen Sohnsymbolen, um herauszuarbeiten, daß Jesus ein ganz anderes Symbol ist als die der anderen Religionen. Auch das Gottessymbol „Wind und Atem“ (Geist, sagt er, sei ein Übersetzungsfehler, der schwerwiegende Folgen für die Theologie beinhalte.) beschreibt und vergleicht er im Dialog mit Atemsymbolen in den verschiedenen Religionen. Auch das Gottessymbol Vater/Mutter wird ähnlich dargestellt. Der Autor geht immer vom biblischen Bereich aus, um im Vergleich mit den anderen Religionen zu zeigen, wo der Unterschied und auch das Einmalige im christlichen Glauben liegt.

Die Lektüre dieses Buches ist wirklich faszinierend. Der Autor bringt eine Fülle von Material zusammen, die dem Leser eine wirkliche Zusammenschau der ganzen Problematik der Symbolsprache und ihrer Deutung im Dialog der verschiedenen Religionen gibt. Christlicher Glaube und seine ganze Symbolik in der Gestalt Jesu werden hier auf eine einmalige Art und Weise beschrieben, die den Leser wirklich Neues entdecken läßt und, wenn er seinen persönlichen Glauben damit konfrontiert, er in manchem sich in Frage stellen muß. Dieses In-Frage-Stellen ist heilsam, weil es wirklich eine „Erlösung vom Stiergott“ bewirkt, denn bei uns gleicht Gott oft noch dem alten Stiergott und ist nicht der Abba Jesu.

P. Edy Ahnen

Johannes Thiele

Madonna mia

Maria und die Männer
110 Seiten, ca. DM 21,80
Kreuz Verlag Stuttgart

Aufgeklärte Christen mögen mit Maria nichts zu tun haben. Allzu schwülstig wirkt die von Weihrauch, Kerzen und Rosenduft geschwängerte Atmosphäre der Marienfrömmigkeit und die feministische Kritik an der keuschen Jungfrau, die katholischen Mädchen als Vorbild hingestellt wurde, als wächserne Leblosigkeit, hat ein übriges getan, um Maria in Mißkredit zu bringen. Aber „was ist, wenn alles Kritische erkannt und gesagt ist?“ fragte Johannes Thiele, „ist damit alles erledigt? Muß dann nicht erst alles beginnen?“ Er distanziert sich vom klerikalen Mißbrauch der Mariengestalt, läßt auch die feministische Kritik an Maria gelten, fragt aber dann erst recht nach dem nach wie vor lebendigen Symbol Maria als Mädchen, als Braut, als Mutter und als Trauernde. Heiter bekennt er sich dazu, daß ihm, dem Meißknaben, Maria einen „Seiteneinstieg in die Religion“ geöffnet hat, weil an ihrem Seitenaltar in der Kirche mehr Menschlichkeit zu finden war als bei dem abstrakten Gott. Die Naivität eines religiösen Muttersohnes darf selbstverständlich nicht das letzte Wort behalten, trotzdem bekennt sich der Autor zu einer neu gewonnenen Naivität, ohne die jede Religion zu abstrakter Intellektualität gerinnen müßte. Dem Mann eröffnet das Mariensymbol die Möglichkeit, seine Wahrnehmungen am Weiblichen zu differenzieren. Auf diese Weise „erlaubt uns Maria die Erprobung einer neuen religiösen Erkenntnistheorie, in uns selbst und in unserem kulturellen Unbewußten den seelischen Bereich zu entdecken, den wir hinter vernunfthöriger Rationalität versteckt, unter unserer überentwickelten kognitiven Intelligenz begraben haben.“

Fritz Köster

Autoritätenwechsel

Zurück zur Praxis Jesu
200 Seiten, ca. DM 26
Verlag Josef Knecht Frankfurt

„Kirche im Koma?“, das erste Erfolgsbuch des Pallottinerpaters Fritz Köster, hat viele Fragen zur Lage des Glaubens und der Kirche in der modernen

Gesellschaft aufgeworfen. Das neue Buch setzt diese Linie konsequent fort, ja man kann ohne weiteres behaupten, daß es das erste Buch in vielerlei Hinsicht noch übertrifft.

Die kritischen Anfragen an Kirchenleitung und Theologie werden präzisiert und systematisiert, insbesondere wird dem theologischen Laien die Entstehung der verschiedenen Aspekte der heutigen Kirchen- und Glaubenskrise plausibel und allgemeinverständlich erklärt unter Stichworten: Dogmatisierung, Hierarchisierung, Romanisierung, Akademisierung des christlichen Glaubens.

Der besondere Vorzug des neuen Buches liegt jedoch darin, daß Pater Köster nicht bei der begründeten Kritik der gegenwärtigen kirchlichen Situation stehenbleibt, sondern Alternativen entwirft. Er plädiert leidenschaftlich für einen Wechsel der Autoritäten: von einer dogmatisch festgefahrenen Lehre und einem autoritär-restriktiven Lehramt hin zum überzeugenden Beispiel gelebten Glaubens, das sich exemplarisch in der Person Jesu zeigt. Im Rückgriff auf die Worte und Taten Jesu werden Bedingungen und Formen eines menschengemäßen, zeitgerechten, lebhaften und glaubwürdigen christlichen Verhaltens aufgewiesen. Unter dem Schutt von 2000 Jahren legt der Autor das ursprünglich Christliche frei und sucht es in seiner befreienden, überzeugenden und gemeinschaftsstiftenden Kraft für die Glaubenspraxis des einzelnen wie für die Kirche als ganze für heute und morgen fruchtbar zu machen. Ein ebenso kritisches wie konstruktives Buch, das den Finger nicht nur auf die Wunden legt, sondern sie auch zu heilen versucht.

Jörg Splett

Leben als Mit-Sein

Vom trinitarisch Menschlichen
128 Seiten, ca. DM 22
Verlag Josef Knecht Frankfurt

Ganzheit ist die Sehnsucht der Menschen in unserer heutigen Welt mit ihrer Zersplitterung von Lebensbereichen und Lebensvollzügen. „Ganzheitliche“ Betrachtungsweisen haben Konjunktur auf dem Markt der Sinnangebote. Christliche Philosophie und Theologie ist mehr denn je aufgefordert, ihren Beitrag zur Beantwortung der Frage zu leisten, wie menschliche

Existenz Identität, Integrität und Einheit gewinnen kann.

Auf der Basis seiner philosophischen „Anthropo-Theologie“ und anknüpfend an sein letztes Buch „Freiheits-Erfahrung“, weist Jörg Splett in seinem neuen Buch zunächst nach, daß weder ein unentschiedener Agnostizismus noch wissenschaftsgläubige Eindimensionalität und ebensowenig Angebote „natürlicher“ Ganzheit, wie auch immer gearteter esoterischer Richtung, die oben gestellte Frage zufriedenstellend zu beantworten vermögen.

Die Frage nach dem Menschen ist ohne die Frage nach Gott nicht adäquat zu beantworten. „Demgemäß sind bereits philosophisch Menschenkunde und Gotteslehre zusammenzuführen, um Menschen und Menschlichkeit unverkürzt in den Blick zu bekommen“, so der Denkansatz des Autors. Im wesentlichen geht es dabei um die Liebe als zentralen Vollzug menschlicher Existenz wie des Geheimnisses Gottes, das sich in der Drei-einigkeit offenbart.

Die Kernthese, die in diesem Buch begründet und entfaltet wird, lautet: Ebenso, wie sich die Liebe des christlichen Gottes in seiner Dreifaltigkeit offenbart, muß menschliche Liebe trinitarisch gedacht werden, und zwar als „gelebte Freigebigkeit“. In der Offenheit, im „Mit-Sein“ der liebenden Partner (Vater und Sohn) für andere, Dritte (Geist) kommt Liebe erst zu sich selbst. Abgesehen davon, daß dieses Modell über frühere Ansätze, wie etwa Bubers „dialogisches Prinzip“, weit hinausgeht, liegt der besondere theologische Gewinn dieser Studie in der Entlarvung gängiger Trinitätserklärungen als verkürzende „Zwei-Einheits-Konzepte“ (z.B. der Geist als die Vater und Sohn verbindende Liebe).

Ein Buch, das sowohl die theologische Trinitätsspekulation als auch das philosophische Nachdenken über Wesen und Vollzug der menschlichen Existenz auf eine neue Basis zu stellen vermag.

Die Schilddrüse und ihre Krankheiten

Was ist ein Kropf? (Blande Struma)

Verglichen mit der Unter- bzw. der Überfunktion, erscheint die Blande Struma, also die Vergrößerung der Schilddrüse bei normaler Funktion, als eine relativ harmlose Krankheit. Abgesehen von dem „Dicken Hals“, brauchen nicht noch andere Symptome, wie z.B. Schluckbeschwerden, Kloßgefühl, Druck im Hals, vorzuliegen. Die Vergrößerung kann entweder gleichmäßig verteilt, d.h. die gesamte Schilddrüse hat an Umfang zugenommen, oder es können auch Knoten vorhanden sein. Die Knoten, in denen vermehrt Schilddrüsenhormone gebildet werden (autonome Adenome), wurden bereits bei der Besprechung der Überfunktion erwähnt. Es gibt jedoch auch andere Knoten, bei denen das Schilddrüsengewebe keine Hormone mehr bilden kann, sogenannte kalte Knoten. Weiterhin können sogenannte „Zysten“ in der Schilddrüse das Gewebe verdrängen. Diese Zysten enthalten häufig eine Flüssigkeit, die durch die Feinnadelpunktion abgesaugt werden kann. Es gibt allerdings keine Gewißheit, daß sich die Zyste nicht wieder füllt. Die Feinnadelpunktion, mit der außer der Flüssigkeit auch Gewebeproben entnommen werden können, dient außerdem dazu, festzustellen, ob das nichtfunktionierende Schilddrüsengewebe gut oder bösartig ist. Mit bösartigen Fehlbildungen ist jedoch nur in wenigen Fällen (in bis zu 5% aller kalten Knoten) zu rechnen.

Ursachen

Die häufigste Ursache der Schilddrüsenvergrößerung ist der Jodmangel. Jod aber ist der wichtigste Baustein der Schilddrüsenhormone. Wird dem Körper mit der Nahrung nicht genügend Jod zugeführt, kann er daher auch nicht ausreichend Schilddrüsenhormone bilden. Die Schilddrüse vergrößert sich nun, um den Bedarf an Schilddrüsenhormonen decken zu können. Da jedoch dadurch der Jodmangel nicht ausgeglichen werden

kann, ist dies ein erfolgloser Kreislauf. Man könnte nun annehmen, daß sich durch die Zufuhr von Jod dieser Kreislauf wieder reguliert. Ist jedoch die Schilddrüse erst einmal vergrößert, bildet sie sich durch die Gabe von Jod alleine nicht mehr zurück.

Neben dem Jodmangel gibt es noch andere mögliche Ursachen für die Schilddrüsenvergrößerung, z.B. familiäre Veranlagung. Außerdem treten besonders oft Vergrößerungen durch die körperliche Umstellung während der Pubertät oder der Schwangerschaft auf. Auch diese Vergrößerungen müssen behandelt werden. Sie bilden sich nicht von selbst zurück.

Behandlung und Vorbeugung gegen einen Rückfall

Bei noch nicht allzu stark vergrößerter Schilddrüse ist die Behandlung mit Schilddrüsenhormon-Tabletten sehr wirkungsvoll. Ca 70% aller einfachen Strumen bilden sich zurück, wenn die Schilddrüsenhormone in ausreichender Dosis regelmäßig eingenommen werden. Bei sehr großen Strumen bzw. Strumen, die durch die Behandlung mit Tabletten nach ungefähr einem Jahr noch keine Rückbildung zeigen, besteht die Möglichkeit, die vergrößerte Schilddrüse durch eine Operation oder mit radioaktivem Jod zu verkleinern, wie es schon bei der Behandlung der Überfunktion beschrieben wurde. Auch hier sollte nach Operation oder Radioiodbehandlung eine sogenannte „Recidivprophylaxe“, dies bedeutet eine Vorbeugung gegen eine Neubildung der Struma, durch die Einnahme von Schilddrüsenhormonen durchgeführt werden. Wird durch die Behandlung mit Schilddrüsenhormonen die Rückbildung der Jodmangelstruma erreicht, so ist den Patienten anschließend die regelmäßige Zufuhr von Jod zu empfehlen. Dies kann entweder in Form von jodiertem Speisesalz geschehen, das überall im Handel erhältlich ist, oder aber auch durch die Einnahme von Tabletten mit Jodid.

Dr. Sch.

Noch lieferbare Hefte

Hefte folgender Themen sind noch lieferbar:

Autorität – Ehrfurcht vor dem Leben – Dein Körper – Eigentum – Wahrheit – Ordensberuf – Berufswahl – Sozialberufe – Lehrberufe – Massenmedien – Altern – Krankheit und Leid – Der Friede – Die Weltreligionen – Flüchtlingsproblem – Hunger in der Welt – Jugend und Kontestation – Die überforderte Frau – Entwicklungsländer – Die Geburt – Die Zeit – Das Leben – Die alleinstehende Frau – Schicksal behinderter Menschen – Umweltschutz – Schönes Luxemburg – Pause – Hände, die reden – Kriminalität – Die Presse – Spiritismus – Das „Dritte Alter“ – Die Fremdarbeiter – Tierwelt im Kleinen – Reisen, früher und heute – Soziale Sicherheit – Geld – Junge Kirche in Zaire – Die Sprache – Vögel – Tiere – Heilkräuter und Heilpflanzen – Das Gespräch – Schlaf des Menschen – Das Geschäft mit der Gesundheit – Freude – Dienst dem Nächsten – Kamerun – Priesterberuf heute – Der spielende Mensch – Die Schöpfung vollenden – Danken mit Blumen – Ehepartner – Sonntag – Indonesien – Weihnachten – Weltbevölkerung – Buchdruckerkunst – Beten – Weinbau- und Winterprobleme – Allerheiligen – Bauen und Wohnen – Auf dem Weg zum Ich – Ernährung – Küche und Hausfrau – Gesundheit und Hygiene – Landwirtschaft – Freizeit-Entspannung – 50 Jahre „Heimat und Mission“ – Im Land der roten Erde – Im Tal der sieben Schlösser – Luxemburg – Das Ösling – Das Heilige Land – Junglinster – 100 Jahre Herz-Jesu-Priester – Simmern – Redingen/Attert – Beckerich – Mondorf – Rosport – Dalheim – Steinheim/Untersauer – Rindschleiden 1 – Rindschleiden 2 – Consdorf/Berdorf – Die Trinkwasserversorgung in Luxemburg – Koerich – Bech-Kleinmacher – St. Benedikt, Patron Europas – Benediktiner in Luxemburg – Der Helzinger Schnitzaltar – Helzinger/Hoffelt/Weiler – Holler – Binsfeld/Holler/Breidfeld – Wormeldingen – Roth a. d. Our – Trinitarierkirche Vianden – Der Kreuzgang in Vianden – Pfarrkirche in Steinsel – St. Lukas / Patron der Ärzte – Lauterborn – Rümelingen – Eppeldorf – Reckingen/Mess / Ehlingen / Roedgen / Pissingen – Vianden (Nikolauskirche, Neukirche) – Das historische Vianden – Frisingen – Weiswampach – Sandweiler – Troisvierges 1 – Troisvierges 2 – Hautcharage – Heffingen 1 – Heffingen 2 – Differdingen 1 – Differdingen 2 – Schifflingen 1 – Schifflingen 2 – Brandenburg 1 – Brandenburg 2 – Weicherdingen – Larochette/Fels/Fiels 1 – Larochette/Fels/Fiels 2 – Contern – Boegen/Béigen/Boevange – Wintger/Heisdorf – Zum Papstbesuch in Luxemburg – Ellingen 1 – Ellingen 2 – Tüntingen 1 – Tüntingen 2 – Lullingen – Dönningen – Kunigunde 1 – Kunigunde 2 – Kunigunde 3 – Kunigunde 4 – Bienenzucht – Bettborn – Platen – Pratz – Reimberg – Bartringen 1 – Bartringen 2 – Bartringen 3 – Bartringen 4 – Howald – Merl 1 – Merl 2 – Merl 3 – Kathedrale 1 – Esch Herz Jesu – Kathedrale 2 – Kathedrale 3 – Schloß Heisdorf – Marnach – Bettemburg 1 – Bettemburg 2 – Missionen – Clairefontaine – Willibrord 1 – Willibrord 2 – Echternach 1 – Echternach 2 – Echternach 3 – Echternach 4.

Einzelheft 60 F. Die Jahrgänge 1979 bis 1989 sind auch gebunden lieferbar. Preis pro Jahrgang 1 000 Franken. Bestellungen sind zu richten an „Heimat und Mission“, Clairefontaine, L-8465 Eischen.

